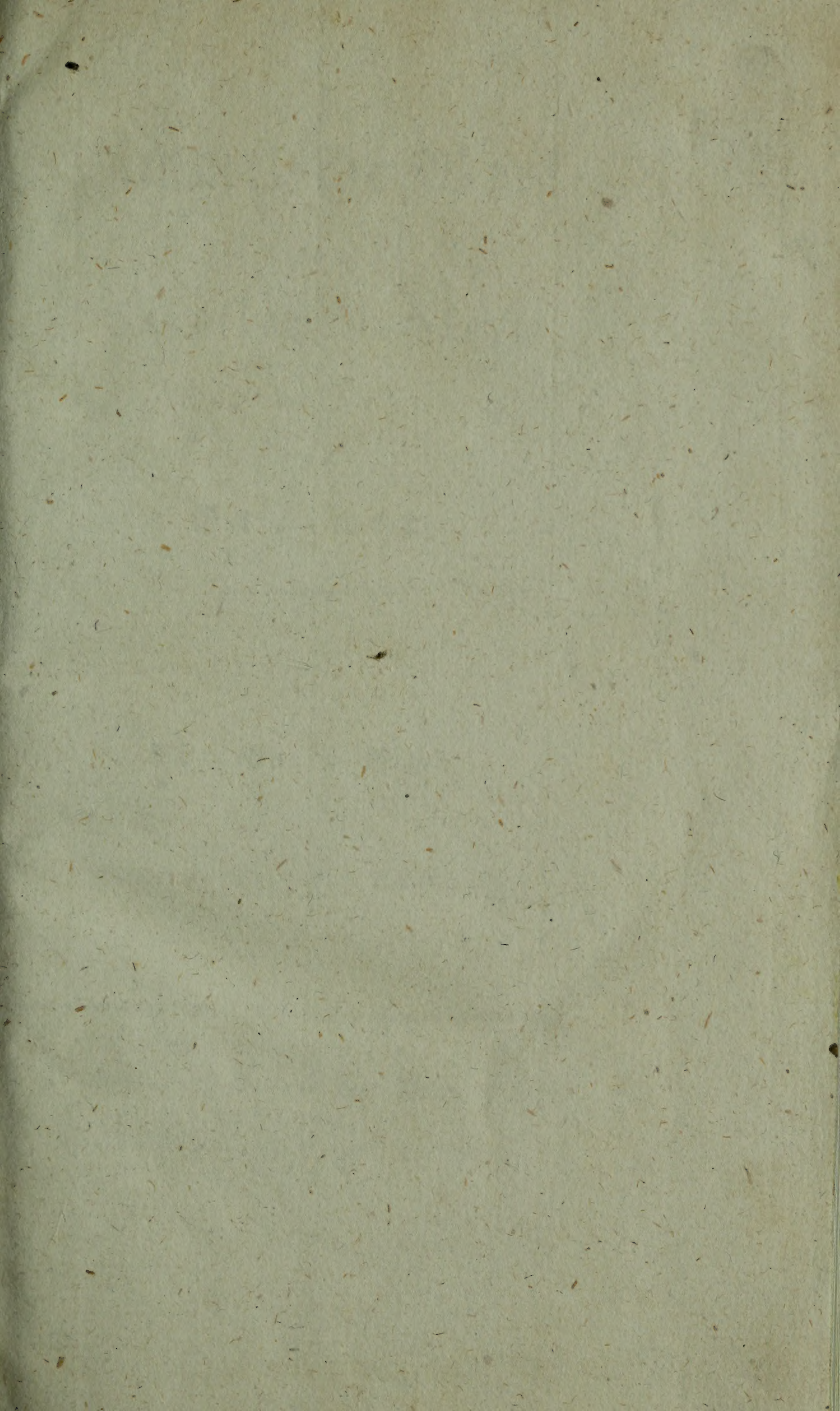






Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

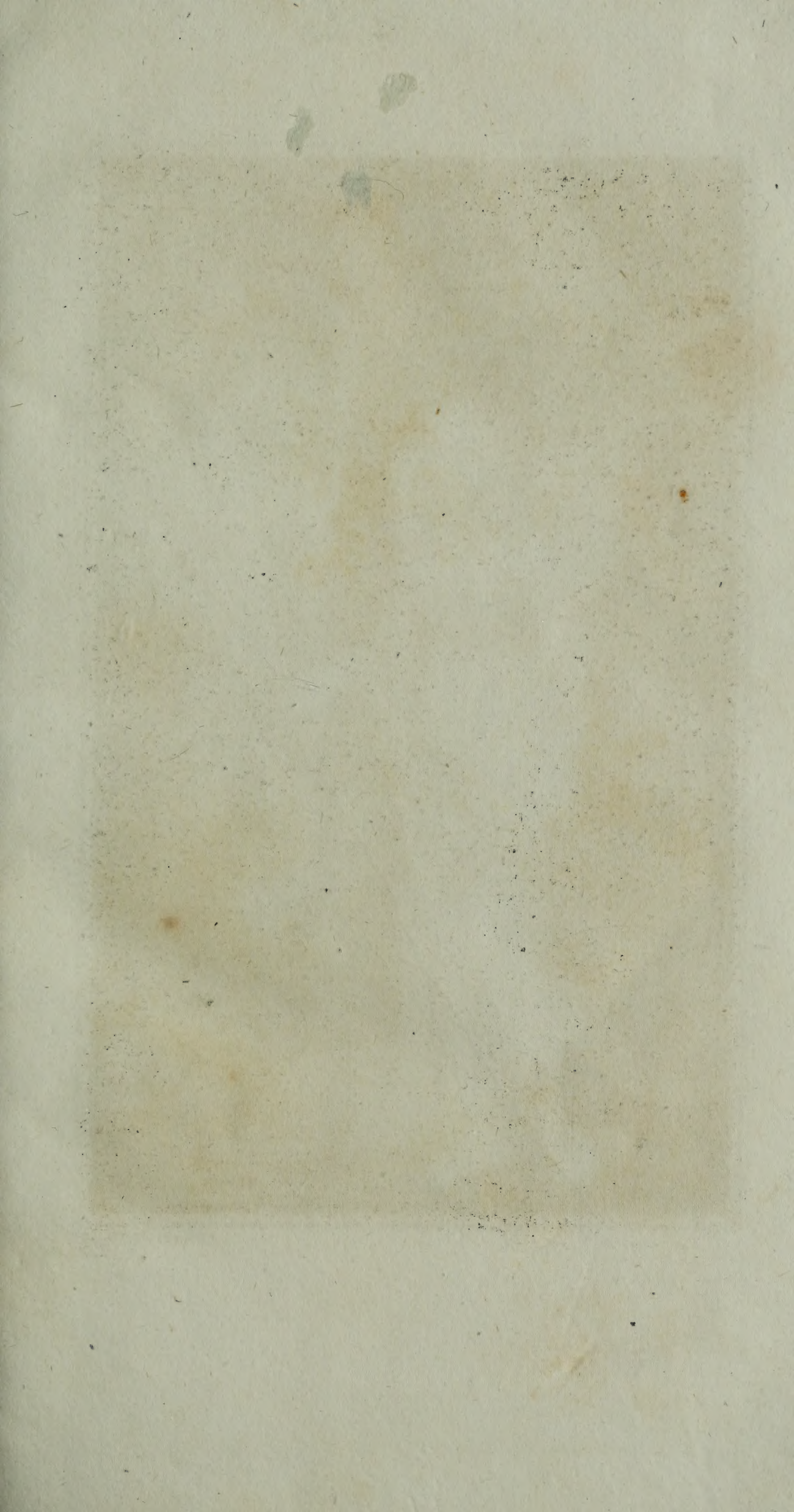
von

Greiner.

Achtzehnter Band.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1822.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.





Dav: Weiss sc.

Prosaische Aufsätze.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Zweyter Theil.

Wien, 1822.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

An

meine Freundinn,

Fräulein

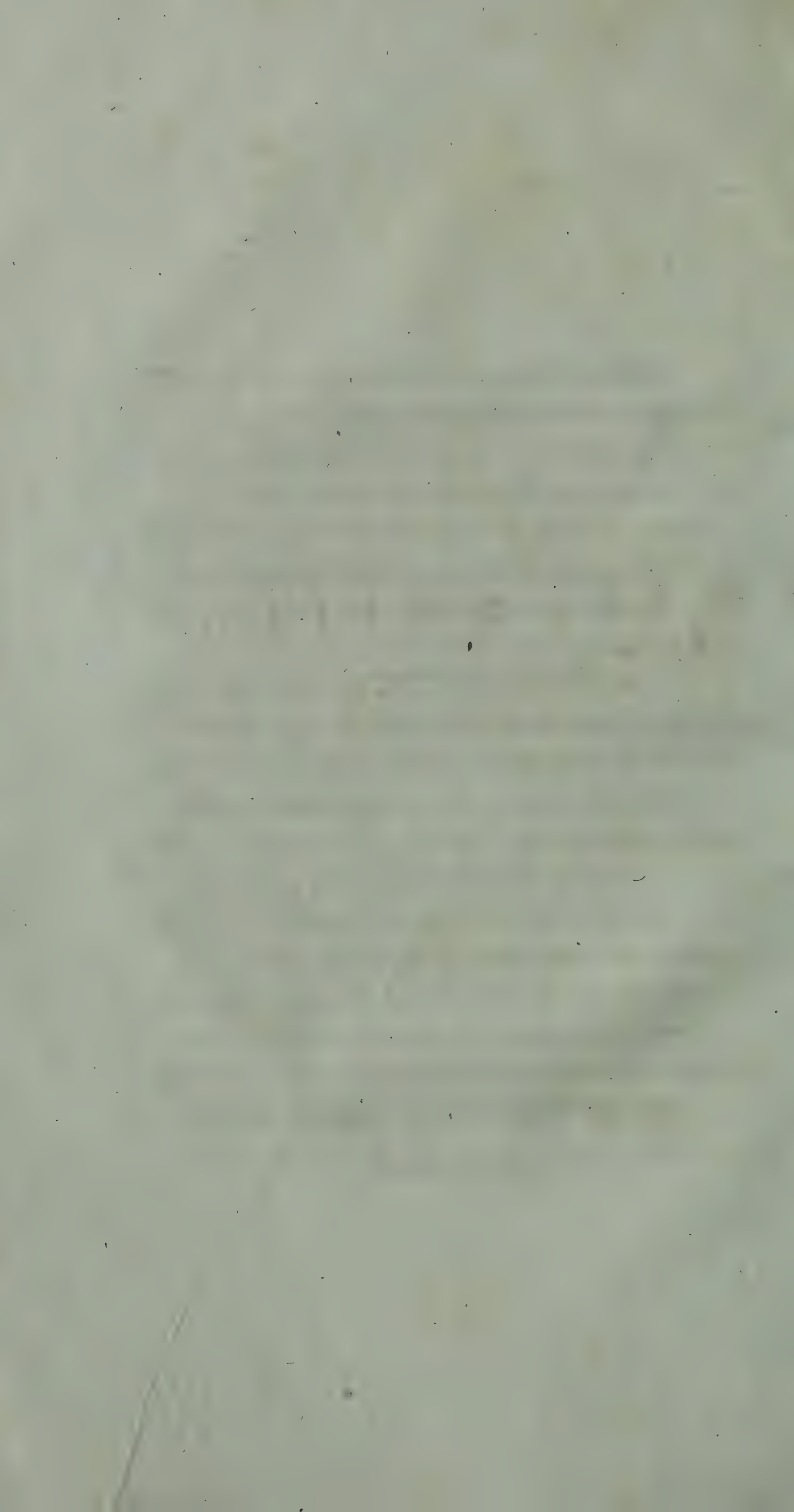
Josepha von Ravenet.

1 7 9 2.

Hier, wo mir einst der Kindheit erster Morgen
Gleich einem schönen Traum vorüberschwand,
Als ich noch meine Freuden, meine Sorgen,
Die ganze Welt in meinen Puppen fand;
Hier, wo dann später aus dem weichen Herzen
Der volle Quell von Weh und Wohl mir floß,
Der selten Lust, viel öfters Gram und Schmerzen
In mein sonst ungetrübtes Leben goß,
Wo ich so oft im dunklen stillen Schatten
An deinem Arm auf weichem Rasen saß,
Und in der Welt, die wir geträumet hatten,
Die wirkliche so gern, so oft vergaß:
Hier mahnt mich alles an vergangne Stunden,
Ein jedes Bäumchen ist ein alter Freund;
Wie mancher frohe Tag ist hier verschwunden,
Wie manche Thräne wurde hier geweint!
Ich blicke, von Erinnerung umgeben,
Und von der Ruhe Flügel süß umweht,
Mit frohem Blick in mein vergangnes Leben,
Das wie in einem Spiegel vor mir steht.

Mir ist so wohl, entfernet vom Gewühle,
Das aus der lauten Hauptstadt mich geschreckt,
In die Natur versenkt, und die Gefühle,
Die sie in jungen, reinen Herzen weckt.
Die Blumen, die sich an der Sonne wiegen,
Der Wiesen Schmelz, der Bäume grüne Nacht,
Gewähren mir ein höheres Vergnügen,
Als Bäll' und Assembleen mir gemacht.
In ihnen seh' ich mit erstauntem Blicke,
So manche Scenen aus dem Lauf der Welt,
So manches Bild vom menschlichen Geschicke,
So manche Lehren, die kein Buch enthält!
Wenn ich, wie Du, Pallet' und Pinsel führte,
So sollte jedes Bild, das ich gesehn,
Und jeder Zug, der meine Seele rührte,
In hellen, warmen Farben vor mir stehn.
So aber kann ich nichts, als sie erzählen,
Und mahlen, wie die Feder mahlen kann.
Ich weiß, du siehst, wenn gleich die Farben fehlen,
Die Gabe nicht, nur meinen Willen an.

Gleichnisse.



Vorrede.

Vor ungefähr acht Jahren fiel mir die Chaumiere Indienne von Bernardin de St Pierre in die Hände. Die Geschichte des unglücklichen Paria, der, von den Menschen ausgestossen, sich an die Natur wendet, und die edle Einfalt, wodurch er im Umgange mit ihr und in der Beobachtung ihrer Erscheinungen die reinsten und erhabensten Sittenlehren entdeckt, machte einen unvergeßlichen Eindruck auf mich. Ich hatte das Landleben von Kindheit an geliebt, und die Naturscenen immer mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen beobachtet. Es entwickelte sich also sehr leicht der Gedanke in mir, dem Fingerzeige des guten Paria zu folgen, die Pflanzenwelt und die Naturbegebenheiten in dieser Rücksicht zu betrachten, und

die Lehren der Moral im Buche der Natur zu suchen. Mein Aufenthalt auf dem Lande den Sommer über begünstigte mein Vorhaben; und so entstanden aus der Bemerkung zufälliger Ähnlichkeiten die früheren Gleichnisse, als: die Salbey, die Tannen, der Schmetterling u. s. w.

Einige Jahre später las ich Herders Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit. Bey Durchlesung dieses vortrefflichen und mir äußerst wichtigen Buches fing ich an zu ahnen, daß das, was ich zuerst für zufällige Ähnlichkeit hielt, weit mehr als Zufall, daß es eine in der Natur aller Dinge bemerkbare Übereinstimmung der Einrichtung sey. Geleitet durch die Ideen des verehrungswürdigen Schriftstellers verfolgte ich diesen Gedanken, und kam endlich dahin, zu glauben, daß dieselben heiligen, unabänderlichen Gesetze in der physischen wie in der mo=

ralischen Welt herrschen, und die erste ein treuer Spiegel der letzteren sey.

Aus diesem ganz veränderten Gesichtspuncte betrachtete ich nunmehr die physische Welt; und so wie der Landschaftmahler eine Gegend mit ganz anderen Augen sieht und ganz andere Merkmahle an ihr entdeckt, als der bloße Liebhaber der Natur, so sah auch ich Bäume und Blumen jetzt in ganz anderen Beziehungen. Ich fand in ihren Eigenheiten ein treues Bild der Eigenheiten der Menschen, in ihrem Keimen, Blühen und Welken die Geschichte des menschlichen Lebens, und glaubte nun aus diesen Beobachtungen einige Lehren der Sittlichkeit und Klugheit abziehen zu können, die um so reiner und unzweifelhafter wären, da sie aus den, allen geschaffenen Wesen gemeinschaftlichen, Naturgesetzen entsprangen. Die Blüthen im Frühlinge, die Pflanzen im Schatten, die eingeimpften Bäume und ei-

nige andere scheinen mir diese Ähnlichkeit am anschaulichsten zu enthalten.

Daß die meisten dieser Lehren mein Geschlecht betreffen, ist eine Einseitigkeit, die man mir verzeihen wird, wenn man bedenkt, daß ich die Natur mit weiblichen Augen und hauptsächlich zu meiner eigenen Belehrung beobachtet habe. Sollten diese Gleichnisse dazu dienen können, irgend eine aufrichtig forschende weibliche Seele auf denselben Weg zu leiten, und ihr durch die weitere Untersuchung jener Naturgesetze und der Verhältnisse der physischen Welt zur moralischen Trost und Beruhigung zu geben, so wird die kleine angenehme Mühe, die ich auf die Verfertigung dieser Bilder verwandte, reichlich belohnt, und meine Absicht, warum ich sie dem Drucke übergab, vollkommen erreicht seyn.

Wien den 30. Jänner 1800.

C. P.

I.

Die Blüthen im Frühlinge.

Wie schön, wie jeder Kunst unerreichbar hat der lächelnde Frühling die Gefilde geschmückt! Mit Blüthen überschneyet prangt der Garten. Hier hängen sie in kleinen Sträußern an längeren oder kürzeren Stielen um die Äste der Kirschen- und Pflaumenbäume so dicht, daß man kaum hindurch auf die braunen Zweige sehen kann; dort stehen sie wie wilde Röschen geformt fest auf den Aprikosen-Ästen. Hier prangt die Pfirsich- und Mandelblüthe in blassem Rosenroth, und dort erheben sich die Apfelbäume mit dem schönsten Schmucke duftender Blüthen beladen, die, weiß und röthlich gestreift, dem Auge die lieblichste Abwechselung darbiethen. Welche Pracht! Welche Fülle! Welche reiche Ernte von Früchten verspricht nicht dieser blüthenvolle Lenz!

Aber ach, diesen Bäumen stehen noch viele Zufälle bevor, bis ihre Früchte reif seyn werden! Wer kann die Stürme und Nachtfröste voraus sehen, welche die Blüthen, noch ehe sie Früchte bilden, herab stören oder versengen? Wer vermag das schädliche Gewürme abzuhalten, das sich in's Herz der kleinen Frucht hinein beißet, und sie von innen verdirbt? Wer schützt die reifenden Früchte vor Hagel und Gewitterstürmen? Von allen den tausend uud tausend Blüthen, die unseren Hoffnungen schmeicheln, erwachsen vielleicht nur wenige Früchte, und diese vermag niemand vor Unfällen zu schützen. Weise hat auch hier die Natur sich gezeigt, als sie mit scheinbar verschwenderischer Hand diese unendliche Fülle von Blüthen ausspendete, wovon doch einige den Gefahren entrinnen, und unsern Herbst verschönern werden.

Stolze Hoffnungen, lachende Aussichten der Jugend, euch gleicht diese Blüthenfülle des Frühlings! Mit welchen raschen Entschlüssen, mit welchen kühnen Forderungen an das Glück treten wir nicht in die Welt! Alles lächelt uns, alle Wege zum Ruhm und zur Ehre stehen uns offen, Alles ist für uns geschaffen, wir dürfen nur die Hand ausstrecken, und das schönste Loos

muß uns zu Theil werden! Unbefangen überlassen wir uns den Spielen unserer jugendlichen Einbildungskraft, denken nicht böse von Menschen, die wir nicht kennen, und fürchten nichts von denen, die wir nie beleidiget haben. Anmaßend und zuversichtlich wagen wir uns in die Bahn, auf welche Wahl oder Umstände uns leiten, und sehen das schimmernde Ziel so nahe, daß wir es schon zu ergreifen glauben. Ach nur zu bald erfahren wir mit Schmerz, wie sehr uns unsere Vorstellungen täuschten! Verhältnisse und Rücksichten treten uns auf allen Seiten hindernd in den Weg, plötzliche Wechsel des Glücks nöthigen uns, unsere Plane aufzugeben, Falschheit und Eigennutz verrücken oder entfernen unser Ziel, tausend fehlgeschlagene Hoffnungen ermüden den Geist, gekränkte Liebe, beleidigter Stolz und verrathene Freundschaft machen uns mißtrauisch und muthlos; und wohl dem, in dessen Herzen sich kein giftiger Wurm böser Gesellschaft oder schlechter Grundsätze eingenistet hat! So enden wir mit langsamen Schritten den raschbegonnenen Lauf, und sind nur zu selig, wenn uns am Ende wenige Blüthen der Jugend erquickende Früchte bringen. O, laßt uns die Vorsicht preisen, die in der

moralischen wie in der physischen Welt mit gleicher Weisheit und Güte handelte, und jene heftigen Triebe in's Herz der Jugend legte, die uns Kraft genug geben, nach allen überstandenen Stürmen noch Glück zu erhalten und zu genießen.

II.

Der Sturmwind.

Brause nur immer fort, und rase durch die Wipfel der schwankenden Pappeln, du stürmischer Gewitterwind! Ich achte deiner Wuth nicht. Hier, von schützenden niedrigen Büschen umgeben, die dein Hauch nur leicht bewegt, während die hohen Bäume sich seufzend vor deiner Gewalt beugen, und einen Regen von grünen Blättern herabsenden, wandle ich ruhig und unbekümmert. Die Vögel des Himmels, die in den hohen Wipfeln sich ihre luftigen Wohnungen wählten, flattern ängstlich umher und beben vor dem Untergange, der ihren Nestern droht; aber unbekümmert schlüpft die grünliche Eidechse hin und her, treibt sorglos ihr Geschäft, und läßt den Wind toben, der ihrer stillen Wohnung nicht schaden kann.

Holdes Bild der seligen Mittelmäßigkeit und Verborgenheit, die du in niedrigen Hütten bey Einfalt und Ruhe wohnst! Wenn die Stürme der Welt, die schnellwechselnden Launen des Glücks Thronen erschüttern und Mächtige beugen oder stürzen, dann kümmert dich das alles nicht, und der heftigste Sturm verbreitet kaum seine letzten Wirkungen bis zu deiner verborgenen Einsamkeit. Glücklich ist der Weise, der, genügsam und zufrieden, in dir und der Natur die ewig reine, ewig unversiegbare Quelle seiner süßesten Freuden sucht.

III.

Der Garten in der Stadt.

Es war der schönste Frühlingsmorgen. Ein Gewitterregen hatte die Hitze des gestrigen Tages gekühlt, und Bäume und Blumen erquickt. Ich trat in den Garten. Welche Veränderung seit gestern Abends! Tausend und abermahl tausend Knospen hatten sich in dieser fruchtbaren Nacht geöffnet; zarte Blätter wie ein leichter grüner Schleyer umwoben die Büsche, und das lieblichste Gemisch von Farben ergetzte das Auge. Die Coluthea hatte ihre feuerfarbenen Blüthen prangend entfaltet, der weiße und blaue Hollunder nickte zwischen dem glänzenden Laube, prächtige Tulpen glühten mit lebhaften Farben hin und wieder im Grase, an welchem der Segen der Nacht noch in blitzenden Tropfen hing, und ein frischer Wind wühlte durch die Äste und schüttelte des Cytisus hangendes Gold und helle Tropfen auf mich herab. Üppiger grünten die net=

ten Rasensäume, welche die Gebüsche umzogen. Wie schön, wie erhebend war der Anblick! In süßem Genusse verloren stand ich schwelgend in meiner Pflanzenwelt, genoß mit trunkenen Sinnen, und fühlte mich am Busen der freyen Natur. Da erhob sich zufällig mein Blick und trat über der Gartenmauer auf die unzähligen Dächer, Schornsteine und Fenster unserer Nachbarn, die den Garten düster umringen, und neidisch den Strahl der Abendsonne abhalten. O wie sank meine Begeisterung! Wie unangenehm zerfloß der schöne Traum von unbeschränktem Naturgenusse bey dem Anblicke dieser Steinmassen, die mich schmerzlich daran erinnerten, daß ich mitten in einer großen Stadt lebte! O, wie viel theurer wäre mir der Garten, wenn hier statt der vielfach gestalteten Häuser sich ein Saatfeld ausdehnte oder ein Buchenwald rauschte, und dort statt der Kirchthürme, die so herrisch in alle Gärten herab schauen, ein waldiger Berg seine ehrwürdige Scheitel erhöbe! Dann wäre ich wirklich im Schooße der Natur, dann genöße ich wirklich die Freuden, deren schwaches Schattenbild mich hier täuscht. O, daß ich empor schauen und selbst meinen lieblichen Traum zerstören mußte!

Ich will es nicht mehr thun. Innig will ich mich an meine beschränkte Pflanzenwelt anschmiegen, nur sie betrachten, und nicht bedenken, was außerhalb des Gartens ist, und wie alles besser seyn könnte, wenn es anders wäre.

Ach, wer das immer und in jedem Verhältnisse vermöchte! Wie viel zufriedener würden die Menschen seyn, wenn sie weniger um sich her oder über sich hinauf sähen! Welcher Stand, welche Lage ist so ganz elend, der nicht noch einige Genüsse eigen wären, die, mit Liebe aufgesucht, hier und da einen frohen Augenblick gewähren könnten! Sind nicht die meisten unserer Bedürfnisse weniger Kinder der Nothwendigkeit als der Einbildung? Sind es nicht die meisten unserer Freuden und selbst unser Glück? O, so können wir denn nichts Dringenderes, nichts Besseres von der Vorsicht erflehen, als stille Fassung, um das Gute zu bemerken, das uns umgibt, bescheidene Genügsamkeit, um in ihm unsere Freuden zu finden, und den festen Willen, nie umher zu spähen, nie seufzend zu vergleichen, sondern das Gute, das wir besitzen, mit Freudigkeit zu ergreifen, und, was uns fehlt, mit Muth zu entbehren.

IV.

Der Pappelbaum.

Komm, Mädchen, und betrachte mit mir diese hohe Pappelweide! Noch hat nicht der zehnte Frühling sie neu belaubt, und schon steht sie in vollem, üppigem Wuchse da, ein starker, vollendeter Baum, dessen Stamm meine Arme nicht zu umspannen vermögen. Stolz hebt sie ihren spitzigen Wipfel über die anderen Bäume des Gartens empor, und rauscht mit ihren glatten Blättern im Morgenwinde, der die Höhe zuerst begrüßt. Demüthig und unscheinbar grünt neben ihr die junge Linde, zwar eben so alt wie jene, aber noch bey Weitem nicht an Höhe und Dicke des Stamms, an Fülle der Blätter ihr gleich. Niemand achtet ihrer noch, denn sie biethet weder Schutz noch Schatten dar, und ihre aufgeschossene Nachbarinn verdunkelt ihren langsamen Wuchs.

Aber wie lange wird dieser Unterschied währen? Blicke rings umher im Garten! Du findest auch nicht Eine Pappelweide, die über dreyßig Jahre alt wäre, aber du siehst wohl von fern jene majestätische Linde, die weit umher Schatten verbreitet und jedem Winde trotzt. So hoch ihr Wipfel sich in die Luft erhebt, so tief wurzelt ihr Fuß in der Erde. Wer von uns hat sie jung gesehen, wer von uns wird ihr Ende erleben? Die Menschen des vergangenen Jahrhunderts haben sie gepflanzt, gepflegt, und ihre Enkel genießen noch des erquickenden Schattens, indeß oft derselbe Gärtner den Pappelzweig setzet, und den verdorreten Stamm unwillig aus der Erde gräbt. Ich tadle ihn daher nicht, wenn er lieber Linden als Pappeln pflanzt, und den nützlichen Schatten, den jene ihm noch im Alter versprechen, der vorübergehenden Lust an diesen vorzieht.

Und du, junges flatterndes Wesen, das von einer Verbindung zur andern hüpft, heute Freundschaften stiftet, um sie morgen wieder zu zerreissen, tadle die Zurückhaltung derjenigen nicht, die lieber langsam eine dauernde Freundschaft errichten, als jeden neuen Mond am Arme einer neuen Gespielinn begrüßen will!

Zwar genießest du bald einen Schimmer jenes Glücks, das dem Ausharrenden nur spät zu Theil wird; aber es ist auch nur Schimmer, und zehn deiner Schwesterschaften sind geknüpft und wieder zerrissen, ehe eine wahre Freundschaft geschlossen werden kann, die langsam wächst, aber ewig, wie die Linde, dauert. Nach und nach faßt sie in den verbundenen Herzen Wurzel, ist anfangs klein und unbemerkt, bis sie endlich, durch Wohlwollen und Tugend groß gezogen, sich in majestätischer Schönheit erhebt. Dann erst äußern sich ihre wohlthätigen Wirkungen; sie gibt Schatten und Kühle, wenn die blendende Sonne des Glückes jede bessere Besinnung zu rauben droht, und trotzt den Stürmen des Unglücks, die sie nicht zu erschüttern vermögen. Noch im Alter stärkt und erfreuet sie die verschwisterten Seelen, und, wohl uns! keine Speculation kann uns den süßen Glauben nehmen, daß sie uns noch in bessere Welten folgt!

V.

Das Vergißmeinnicht.

Freundinn, liebst du das zarte Blümchen Vergißmeinnicht, und wünschest du es zu pflücken, so folge mir aus dem gezierten Garten in die dämmernden Schatten des Haines, an den Rand der Quelle! Sie lieben nicht die offenen Gänge, wo jeder Vorübergehende sie sehen und pflücken kann; sie scheuen die allzuheißen Strahlen der Sonne, und blühen nie auf dem Blumenparterre, wo verkünstelte Treibhauspflanzen und fremdartige Gewächse in nutzloser Pracht stehen. Aber hier am Borde des nützlichen Quells, der, die Wiesen befeuchtend, segensvoll dahin fließt, hier, wo fruchtbare Obstbäume die beladenen Äste in ihm spiegeln, während ihre Wurzeln sein klares Naß saugen, hier blühen die Vergißmeinnicht zu Tausenden. Lieblich stehen sie da im fetten Grase, und nicken mit den himmelblauen

Blumen und den blaßrothen Knöspchen freundlich über die klare Fluth hin.

Sehnst du dich nach wahrer Freundschaft und treuer Liebe, Mädchen? O, so verlaß das schimmernde Gewühl der großen Welt! Besuche nicht Schauspiele und Feste, um gute Menschen zu finden, durchwache nicht Nächte auf lärmenden Bällen, um ein gefühlvolles Herz zu suchen, und hoffe nicht, im etikettevollen Prunksaal wahre Empfindung anzutreffen! Dort, wo tiefes Gefühl für lächerlich und Eigenthümlichkeit des Characters für unartig gehalten wird, wo man nur den liebt, den man braucht, und den gering schätzt, der keinen Einfluß hat, dort wohnet sie nicht die schüchterne Freundschaft, und die Liebe versendet an jenen Orten nur ihre giftigen Pfeile. Aber im Schatten des stillen häuslichen Lebens, bey froher Arbeitsamkeit und thätiger Menschenliebe, bey mäßigem Vergnügen, das gutes Bewußtseyn würzt, da wohnt wahre Freundschaft und treue Liebe, umgeben vom lächelnden Chore häuslicher Tugenden und erfüllter Pflichten. Dort, Mädchen, kannst du sie suchen; aber verdiene auch, sie zu finden!

VI.

Die Bohnen.

Es ist ein eigenes Vergnügen für mich, im Frühlinge zwischen den frischbepflanzten Beeten oder durch neubelaubte Büsche zu wandeln. Wie Alles treibt und keimt und in's Leben trachtet! Die hochgeschwollenen Knospen brechen auf; hier drängt sich zartgekräuseltes Laub aus der geborstenen Hülle, dort stehen ganz begrünte Büsche, und jene Bäume sind weiß von Blüthen. Käfer und Mücken, Raupen und Schmetterlinge fliegen und gaukeln und kriechen neugeboren und selig in ihrer Art im warmen Sonnenschein. Alles ist voll Leben, voll Jugendkraft, und der Anblick der erwachenden Natur füllt das unbefangene Herz mit freudigen Hoffnungen — die sich nicht auf diese Welt allein beschränken. Sieh, wie auf diesen Beeten sich die treibende Kraft in kleinen Pflanzen mächtig zeigt, und

dem Gemüthe, das gern lernt, ernste und sanfte Unterweisung gibt! Zehn Tage sind es nun, seit der Gärtner auf jenem Beete Bohnen dem Schooße der Erde anvertraut hat. Bemerkst du nicht die kleinen Schollen, welche sich hier der Reihe nach in abgemessenen Zwischenräumen erheben, und unter welchen etwas Grünes hervorblickt? Dieß Grüne ist das junge Pflänzchen der Bohne; kleingefaltet liegen die Blätter noch fest in einander, nur der Hauptstängel hebt sich gekrümmt, gleich dem Halse des Schwanes, empor, und trägt an seiner niedergebogenen Spitze das mütterliche Saamenkorn, aus dem er erwuchs, und in ihm die erste Nahrung fand, bis er stark genug war, auch abwärts in die Erde zu treiben. Nun steht er fest, und drängt gewaltsam durch sie herauf, und bahnt sich einen Weg in das Reich des Lichtes. Sieh, wie er sein Grab durchbrochen hat, und der zersprengte Grabstein noch auf ihm ligt, bis er auch diesen bezwingt, und dann, von lauen Lüften und goldenen Strahlen umflossen, in jugendlicher Schönheit prangend da steht!

Nie kann ich die aus ihren Gräbern auferstehenden Pflanzen ansehen, ohne an das Gemählde der Mutter mit dem Kinde erinnert zu

werden, die sich unter dem geborstenen Steine erhebt, und verklärt und selig nach den Leiden dieser Zeit in glücklichere Welten empor steigt *); und diese Ähnlichkeit erfüllt mein Herz mit froher Ahnung. Auch wir werden einst, wie diese Saamenkörner, dem Schooße der dunkeln Erde anvertraut, auch wir werden uns, wie sie, aus dem Grabe erheben und empor blühen in die Welt des ewigen Frühlings. Dort umfangen uns reinere Lüfte, und in einem milderen Sonnenscheine werden die Keime sich fröhlich entfalten, die hier so oft kaum zur Blüthe, fast nie zur Frucht gelangen konnten!

---

*) Das Bild des von Herrn Nahl verfertigten Grabmahles der Madame Langerhans, das zu Hindelbank in der Schweiz steht, wenn ich nicht irre.

VII.

Das Thal.

„Nein, zwischen diesen drohenden Felsenmassen führet kein Weg hindurch! Hier müssen wir bleiben oder umkehren,“ sagte ich zu meiner Gefährtinn, als wir auf einer kleinen Reise uns in einem engen Thale, von unübersteiglichen Bergen umgeben, befanden, wo nichts als Felsen, theils schroff und kahl, theils mit düsteren Wäldern bewachsen, sich unseren Augen zeigten, die vergebens nach einem Auswege forschten. Bald ward unsere Lage noch schlimmer; der schmale Steig, der uns führte, senkte sich in einiger Entfernung vor uns in eine Tiefe, und verschwand dann gänzlich. Nirgends ein Pfad durch die schwarzen Kiefernwälder, die schon seit der Sündfluth da gestanden zu haben schienen, nirgends ein betretener Weg, eine Hütte oder

nur eine lichtere Stelle im Walde! Mir ward bange; denn die gefürchtete Tiefe kam immer näher. Aber wie angenehm erstaunten wir, als wir bey der nächsten Krümmung des Weges sahen, daß wir keinen jähen Absturz vor uns hatten, und der Grund sich nur allmählich senkte. Schon zeigte sich auf dem entgegengesetzten Hügel ein weißer Streifen, der sich im Walde verlor. Es war ein Weg. Wir folgten ihm; und sieh, er wand sich über Hügel und Tiefen, durch Felsen und Wälder zwischen zwey himmelan steigenden Bergen durch, die mir in der Ferne nur einer geschienen hatten, und brachte uns bald an einen bewohnten Ort und auf die große Fahrstraße.

O Vorsicht, die du unser Schicksal auf eine unbegreifliche Art leitest, wie konnte ich hier im Kleinen ein Bild deiner Führungen bewundern! Oft lässest du uns durch eigene Schuld oder die Verkettung der Umstände in Lagen gerathen, wo wir nichts als langes Elend und unaufhörlichen Jammer vor uns zu sehen glauben; mit stummer Angst erwarten wir den Todesstreich, der unser Schicksal entscheiden und jede Hoffnung auf Freude uns rauben soll. Aber siehe, da öffnet deine Mutterhand plötzlich eine heite=

re Aussicht vor unseren Blicken; du zeigst uns einen Pfad aus den Klippen, die uns umgeben, knüpfst manchen Faden unseres ehemahligen Glückes wieder an, und führst uns neben Gefahren und Elend der frohen Rettung entgegen.

VIII.

Das Hänflingsnest.

Du klagest, liebe Freundinn, über die vielen Sorgen, die unbeschreibliche Mühe, die deine Kinder dir verursachen, wie du jetzt immer zu Hause angeheftet seyn, auf die meisten Vergnügungen Verzicht thun müßtest, und doch am Ende für alle deine Sorgen und Leiden vielleicht keinen Ersatz, keinen Lohn zu erwarten hättest; ja, du wünschest oft, kinderlos zu seyn. Komm mit mir, meine Liebe! Ich will dich zu der Hecke führen, wo der Hänfling sein Nest hat, das wir oft mit einander besuchten, und den leisen Gesang des guten Vögelchens behorchten. Sieh! das Nest ist leer — die Jungen sind ausgeflogen; — dort flattern sie auf der Wiese hin mit ungeübten Schwingen, schwach und ungeschickt, die kaum befiederten Kleinen. Die Alten fliegen um sie herum, und zeigen ihnen, wie sie die

Flügel brauchen müssen. Morgen vielleicht begleiten sie sie zum letzten Mahl, und kehren dann einsam in den Hain zurück. Mit welcher unermüdlichen Geduld saß das Weibchen die schönen Frühlingstage durch über den Eyern! Wie willig entsagte sie jedem Genusse auf den blühenden Gefilden, und beschränkte sich ohne Reue, ohne Sehnsucht nach lauteren Freuden auf ihr kleines Nest! Das gute Männchen leistete ihr treulich Gesellschaft. Bald hüpfte es auf den nächsten Zweigen umher, und sang das schönste Lied, das seine kleine Kehle vermochte, bald flog es fort und suchte die schmackhaftesten Körnchen, und legte sie ihr auf's Nest hin zur bequemen Speise, oder es saß hülfreich eine Weile statt ihrer über der Brut, damit die zärtliche Mutter auch ein bißchen herumflattern konnte. Ein rührendes Beyspiel der Gatten= und Älternliebe! — Als die Jungen ausgekrochen waren, brachten die Alten ihnen wechselweise Speise, oder wärmten sie mit den schützenden Flügeln. Schreyend empfingen die Kleinen das Futter, das ihnen ihre Ältern mit froher Mühe gesucht hatten; und wer beschreibt die Angst der guten Thierchen, als neulich ein Falke nah am Gebüsche vorbey flog, worin ihr Theuerstes verborgen

lag, das ängstliche Flattern, das bange Geschrey, die heldenmüthige Aufopferung, mit der die Mutter sich über das Nest breitete, um den Stoß des Raubvogels aufzufangen, die unbedachtsame Kühnheit des Vaters, der sich kreischend seinem überlegenen Feind entgegen setzen wollte, und endlich die Freude, als der Falke vorüber gezogen und ihre Brut geborgen war? — Und wofür dieß alles? in welcher Hoffnung, in welchen Erwartungen auf Lohn und Ersatz? Sobald die Jungen flück sind, führen die Ältern sie aus dem Neste, lehren sie fliegen und ihr Futter suchen, und begnügen sich für alle Sorgen, Leiden und Aufopferungen mit dem Bewußtseyn, den Ruf der Natur befolgt und ihre Jungen dem frohen Genusse des Frühlings überlassen zu haben.

Und sollte eine Mutter, der Gott nebst den Trieben, die er auch in des Vogels Brust legte, noch Vernunft gab, sollte sie weniger für ihre Kinder thun, und eigennütziger handeln, als ein vernunftloser Vogel? Nein, meine Liebe! Laß nie das Bild des guten Hänflings aus deiner Seele scheiden! Laß dich nie von Modethorheiten und eingewurzelten Vorurtheilen hindern, dem Rufe der Natur zu folgen! Erhalte

den Gedanken immer lebhaft, daß es die schön-
ste, die einzige Bestimmung des Weibes sey,
Gattinn und Mutter im edelsten Sinne zu wer-
den, daß die Kinder nicht um unsertwillen, daß
wir um der Kinder willen da sind, daß die Vor-
sicht diese theuern Pfänder unseren Händen an-
vertraute, nicht, damit sie uns in der Kindheit
ergetzen, und, wenn sie erwachsen sind, die
Werkzeuge unserer absichtsvollen Plane werden,
sondern damit wir sie, wie schwer und mühsam
auch dieser Beruf sey, auf dem Pfade der Tu-
gend zur Glückseligkeit führen. Darum entzün-
dete Gott den mächtigsten aller Triebe, die hei-
lige Mutterliebe, in der weiblichen Brust, darum
verlieh er uns die unüberwindliche Geduld, den
stillen, gelassenen Muth, der oft dem stärkeren
Geschlechte fehlt. Diese Liebe gibt uns mehr als
menschliche Kraft zu dulden und zu tragen; sie
lehrt uns, willig auf Freuden Verzicht thun,
die mit unseren Pflichten streiten, sie heißt uns
ewig geben und nie wieder fordern, und am Zie-
le unserer Laufbahn uns in dem großen, erhe-
benden Gedanken beruhigen, daß wir dem Ru-
fe der Vorsicht gehorcht und unsere Pflichten
erfüllt haben. Selbst dann, wenn ihre uner-
forschlichen Schickungen die geliebten Kinder

früh aus unseren Armen reißen, wenn Verhältnisse und Trennungen uns im Alter jeden Trost, jede Unterstützung von unseren Kindern rauben, auch dann wird wahre Mutterliebe nie murren, nie ihre Sorgen und Schmerzen kleinlich gegen den wenigen Ersatz aufrechnen, nie ihre Mühe für fruchtlos halten; denn der Mutter Glück war ja nie der Zweck, und ihre Bestimmung ist vollkommen erfüllt, wenn ihre Kinder glücklich — wenn sie tugendhaft sind.

IX.

Der Regenbogen.

Das schwere Gewitter ist vorüber gezogen. Dort in Westen zerreißt das Gewölk, die sinkende Sonne blitzt hindurch, und die schwarzen Wolken scheinen zu brennen. Jetzt trifft ihr schiefer Strahl den Garten, und wie mit Gold übergossen steht er da — durch den dunkeln Hintergrund des abziehenden Gewitters blendend erhoben — in zauberischer Beleuchtung. Welch ein entzückender Anblick! Wie mächtig spricht in solchen Momenten die Natur an das empfängliche Herz, und zieht uns unwiderstehlich in ihre Umarmungen! Komm hinaus in's Freye, meine Geliebte! Wer wird sich hier zwischen Mauern beschränken lassen! Komm, wir wollen uns auf den freyen Feldern umsehen. Sieh, sieh! Dort im dunkeln Orte gegen den Strom zu steht der Bogen des Friedens, die farbige

Brücke da, und ihr lebhafter Glanz spiegelt sich in verkehrter Ordnung der Farben auf dem grauschwarzen Gewölke ab. Auch dich erfreut das schöne Schauspiel, auch du siehst den strahlenden Schein und mit dir noch hundert Menschen, die gerade jetzt ihre Augen gegen Osten wenden. Und dennoch — es ist sonderbar — dennoch sieht keiner von allen denselben Regenbogen; jedem erscheint er anders, für jeden beginnt und endet er an einem andern Puncte, so wie der Schauende eben zwischen der Sonne und dem Gewölke steht; ja noch mehr, kein Sterblicher hat ihn jemahls erreicht, keiner die Stelle gefunden, auf der sein wunderbarer Fuß ruht. Wag' es und suche ihn dort jenseit des Feldes neben dem Baume, dessen Stamm dir sein bunter Farbenschimmer verdeckt, — du findest nichts. Die Strahlenerscheinung flieht, wie du dich nahest, und immer vor dir, immer in weiter Ferne siehst du sie schweben, ohne sie jemahls zu erreichen.

Spricht dich in diesem Bilde nicht eine treffende Ähnlichkeit an? Tritt nicht ein Zug aus dem menschlichen Leben hell und klar vor deine Seele? Was ist das, was mit heitern Himmelsfarben strahlend vor unsern Augen schwebt, dem

wir rastlos nachjagen, das jeder in etwas Andern sieht, jeder wo anders sucht, das jeden unwiderstehlich reizt, und das doch keiner erreicht? Was ist das Glück der Menschen? Ein schöner, schimmernder Regenbogen, so lockend, so entzückend von ferne, und in der Nähe wesenloser Duft, eitle Täuschung, jedem anders gestaltet, von jedem für wirklich gehalten, und dennoch jedem ewig fern — ewig unerreichbar!

X.

Der Gemüsegarten.

Verlaß, Philinde, das zierliche Blumenparterre, und tritt ein wenig mit mir in den Küchengarten! Ich weile gern hier; ich weiß nicht, welche angenehme Empfindung mich erfüllt, wenn ich diesen nützlich bepflanzten Fleck Erde sehe. Freylich reizet hier kein zierlicher Blumenflor mit wechselndem Farbenspiele, keine erfinderische Hand hat die Beeten hier in ein künstliches Labyrinth geordnet, und kein würzhafter Duft steigt von den Pflanzen entfernter Welttheile empor. Aber dennoch fehlt es in meinem Auge dem einfachen Gemüsegarten nicht an eigenthümlichen Reizen, deren vorzüglichste Reinlichkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit sind.

Sieh, wie schnurgerade die Beeten in gehöriger Breite, um sie bequem begießen zu können, abgetheilt sind! Wie zierlich und für ihr

Wachsthum dienlich die Pflanzen selbst in gemessenen Reihen stehen! Hier hebt der junge Salat die hellgrünen Blätter, die noch vom Thaue der Gießkanne träufeln, aus der dunkelbraunen Erde empor, dort guckt die Kohlrübe blaßgrün oder purpurroth verrätherisch aus dem Boden; die spanische Zwiebel streckt ihr buschiges Haupt empor, und der saftige Mangold, ein Sinnbild der Bescheidenheit, verbirgt seinen besten Theil in der Erde, und zeigt nur die blutroth gesprenkelten Blätter. Fühlst du nicht das besondere Vergnügen, das aus der Bemerkung dieser Ordnung und Zweckmäßigkeit entspringt, und ein Auge, dem solche Schönheit gefällt, weit mehr ergetzt, als die künstlich verschlungenen Blumengewinde, die keinen Nutzen haben, als die Sinne zu reizen und fruchtlos zu verwelken?

Sieh hier den Vergleich eines prächtigen Pallastes und einer stillen bürgerlichen Wohnung! Dort, wo der Fuß scheu auf den bunten Parquet tritt, den er zu verderben fürchtet, wo zerbrechliche Spiegelwände die Gegenstände täuschend vervielfältigen, wo reiche Divans, künstlich verschnittene Tische, Japanische Vasen und köstliche Teppiche mehr zur Schau als zum Gebrau-

che da stehen, wo man kaum ein Stück zu berühren wagt, aus Furcht, es zu zerbrechen, dort ist das schimmernde nutzlose Blumenparterre. Der Küchengarten ist das Bild einer einfachen, ordentlichen Haushaltung. Taugliches, gut gearbeitetes Geräthe in zweckmäßiger Ordnung, Reinlichkeit und eine leichte Symmetrie geben ihr den unwiderstehlichen Reiz, der dem Prunkgemache ewig fehlt. Jedes Stück ist an seinem Platze, jedes zu seinem Zweck am besten gewählt, jedes erfüllt seine Bestimmung. Freude und Frohsinn herrschen in den heiteren Gemächern, und ein behagliches Gefühl ergreift jeden Freund, der sie betritt. Laß, Philinde, dieß Bild dir oft erscheinen! Öffne dein Herz dem stillen Reize, der aus Ordnung und Emsigkeit entspringt, und laß, wenn gleich der Himmel dich mit Überfluß beschenkt, dein Haus lieber dem Gemüsegarten als dem Blumenparterre gleichen!

XI.

Das Geranium triste *)

An meine Freundinnen, die Freyinn von Richler und ihre Schwestern.

Still wird es in der Gegend umher, stiller im einsamen dämmernden Garten, den die geschäftige Menge verlassen hat. Die Sonne ist gesunken; nur ihre letzten gelblichen Schimmer kränzen noch die Scheitel des fernen Gebirges, und erinnern an den freundlichen Tag, der die Pflanzen- und Thierwelt erfreuend belebte und den Menschen zum frohen Genusse seiner Kräfte rief. Alles ist still, einsam, düster. Die glühenden Farben, die der Sonnenstrahl auf den Blu-

*) Eine Blume aus der Gattung derjenigen, die Storchschnabel heißen; sie duftet nur Abends.

men weckte, sind mit ihm verschwunden; verblichen ist das lebhafte Grün der Büsche, das mannigfaltige Spiel von Licht und Schatten in den grünen Irrgängen. Die Sänger der Lüfte sind verstummt, und von allen Bewohnern der Gras- und Kräuterwelt zirpt nur hier oder dort eine Heuschrecke, oder ein Nachtfalter schwirrt mit trägem Fluge um unser Haupt.

Folget mir, o Freundinnen, an das Geländer, wo wir heute Morgens die farbenstrahlenden Blüthen der tausendgestaltigen Geranien bewunderten, und die glühenden Tinten der Nelken euch entzückten! Kaum unterscheidet man jetzt die Stellen, wo sie stehen. Alle ihre Reize sind mit dem Lichte verschwunden; und es ist einerley für uns, ob schlechte Grasblumen oder Florens Lieblinge die düstern Plätze füllen. Aber erinnert ihr euch noch der braunen unscheinbaren Blümchen, die sich in niedlichen Büscheln auf dem schlanken Stängel schaukelten? Weder Farbe noch Geruch empfahlen sie damahls, selbst ihr Nahme, der Trauer bedeutet, war abschreckend; und achtlos ging man sie vorüber. Nähert euch ihnen aber jetzt und fühlet, welch ein Balsamduft euch entgegen weht! Solche Düfte mag der Windhauch vielleicht den Schiffern im Indischen

Ocean aus dem Schooße der Gewürzinseln herüber bringen. So kräftig, so belebend, und doch so zart! Und alle diese Schätze sind für die dunkle Nacht gespart, wo die übrigen Schönheiten Florens verschwinden, wo sonst nichts die ruhenden Sinne ergetzt. Freundlich wartet das Blümchen, bis die blendende Sonne, die Freuden des lauten Tages vergangen sind; dann öffnet es seinen gewürzreichen Kelch und erfüllt die Luft mit süßem Hauche, und erfreut den einsamen Wandler, der vielleicht die Schatten der Nacht zu Vertrauten seines Kummers machte.

O, wie freundlich erscheint uns in den wechselnden Stunden des Lebens ein mildes Gemüth, wenn es sich uns gerade in den Augenblicken nähert, wo es düster um uns wird, die Freuden der Welt vor dem trüben Blicke verschwinden, und von allen fröhlichen Genüssen keiner mehr für uns blüht! Wie ist dem Trauernden dann die sanfte Stille des weichen Freundesherzens so erquickend! Wie wohl thut ihm selbst die leise Schwermuth, die, der seinen antwortend, aus den theilnehmenden Blicken spricht! Tief und unauslöschlich ist der Eindruck, den Freunde, auf diese

Art gefunden, auf unser Gemüth machen, und fest die Bande, die, in trüben Tagen geknüpft, keiner bewährenden Zeit bedürfen. Wenn dann auch frohere Stunden wiederkehren, denkt das gerührte Herz mit süßer Wehmuth jener Zeit, und fühlt dankbar die ewige Verpflichtung.

XII.

Die Allee.

Wie sich seit einigen Jahren dieser schattige Gang verändert hat! Als die Bäumchen nur erst gepflanzt waren, schoß die jugendliche Kraft üppig von allen Seiten hervor. Zweige, Blätter und kleine Ästchen standen regellos an dem zarten Stamme, und bekleideten ihn von der Wurzel bis zum nahen Wipfel mit lebhaftem Grün. Die Bäume glichen Stauden, und die Allee hatte das Ansehen einer Laube. So wie nach und nach die Bäume mehr Stärke gewannen, die Wipfel sich dichter belaubt und höher empor hoben, da entzogen sie den untersten Zweigen Sonnenlicht und Regen. Diese welkten zuerst und ihnen folgten die höheren, bis endlich der ganze Stamm von dem entstellenden Laubwerke gereinigt, und das staudenähnliche Ge-

wächs zu einem schöngeformten Baume mit glattem Stamme und einer buschigen Krone ward, die ihre Arme in reinere Lüfte empor streckt. So bilden sich die meisten Bäume von selbst; denn es ist angeborner Trieb bey ihnen, sich von den ersten unnützen Auswüchsen, die dem Wipfel und den Früchten die edelsten Säfte entziehen, von dieser Fülle überströmender Jugendkraft zu befreyen, und nur die schöne nützliche Krone zu behalten.

In der Kindheit und Jugend, wenn unsere Begriffe noch verworren, unsere Empfindungen unentwickelt sind, und eine ungezügelte Phantasie den irrenden Verstand beherrscht, wenn späterhin Leichtsinn oder Leidenschaft unsere Seele mit unrichtigen Vorstellungen erfüllen, und süße Täuschungen, geliebte Vorurtheile und Irrthümer selbst die jugendliche Vernunft auf ihre Seite zu ziehen wissen, da gleichen wir, ohne Charakter und Grundsätze, den jungen Bäumen ohne gebildete Krone und starken Stamm. Sollen wir aber als denkende vernünftige Wesen uns von Bäumen beschämen lassen, und gedankenlosen Pflanzen in der Ausbildung unserer selbst weichen? Nein! Wie die jungen Sträuche jeden kommenden Frühling einige nutzlose Zweige ab-

legen, und sich nach und nach zu schönen Bäumen bilden, so sollen auch wir mit jedem Jahre unseres Lebens, mit jeder erworbenen Kenntniß und Erfahrung einen Theil unserer Irrthümer, Vorurtheile und Fehler ablegen, bis endlich unser ausgebildeter Charakter dem Baume gleicht, der uneigennützig Schatten und Erquickung gewährt, für's Wohl des Ganzen thätig wird, und in Erfüllung der Pflichten gegen Andere das Ziel seines Daseyns erreicht.

XIII.

Die Salbey.

Sieh, wie schön, wie gedrängt die jungen Blätter der Salbey wieder da stehen! Kaum blühten sie im Frühlinge schöner, ehe der Gärtner sie nahe an der Wurzel abschnitt, daß nur traurige Stoppeln übrig blieben. Wie so verändert schien sie damahls! Einst ein vollblättriger blühender Strauch, auf dessen langen dunkelblauen Blumen sich ein Heer von Schmetterlingen wiegte, von dessen sammetweichen Blättern, die so mannigfaltigen Nutzen schaffen, süße Düfte empor stiegen; jetzt nichts, als ein unscheinbarer Busch grauer welkender Stoppeln. Das Heer der Schmetterlinge war entflohen, keine süßen Düfte stiegen empor, kein Vorübergehender pflückte dankbar eines ihrer Blätter. Die arme Salbey war von Allen verlassen, nur nicht von der Hand ihres Schöpfers. Laue Regen=

güsse erweichten um sie her die mütterliche Erde, milde Thautropfen senkten sich in die abgeschnittenen Stengelchen, die Lebenssäfte fingen an, sich zu regen und zu treiben, und in kurzer Zeit stand die Salbey in ihrer vorigen Schönheit da. Nun duftet sie wieder und erquickt die Spazierenden, nur die flatterhaften Schmetterlinge werden sie nicht mehr umgaukeln; ein leichtes luftiges Geschlecht, sind sie schon längst mit den Tagen des Frühlings, die ihre Geburt und ihren Tod begrenzten, dahin.

So traure du nicht, edle Seele, wenn Schicksale und unverdiente Unglücksfälle dich beugen, wenn der Schimmer des Glückes, der dich umgab, verschwindet, wenn die Welt mit schadenfrohem Lächeln auf dich herab sieht, und der eingeschränktere Wirkungskreis dich von allen Seiten schmerzhaft drücket! Traure nicht! Gott wacht und waltet über dich, er, der der Salbey neue Blätter gab, wird auch dich wieder beglücken. Aus unbemerkten Quellen wird er dir Hülfe und Trost zuführen, Thränen des Mitleids und der Theilnahme werden dich erquicken, du wirst wieder blühen, wie die Salbey wieder blühete. Vielleicht werden dich keine Schmetterlinge mehr umgaukeln; aber glaube

mir, es ist Gewinn, die schändliche Brut der Schmeichler und Scheinfreunde kennen gelernt zu haben, die immer nur dem Schimmer des Ruhms oder dem Schalle der Freude folgen. Und dann, wo kamen die Blüthen und Blätter hin, die der Gärtner abschnitt? Er beraubte den schönen Strauch nicht umsonst seiner Zierde. In heilsamen Geträнken und kräftigen Pulvern nützen sie der leidenden Menschheit. Tröste, ermuntere dich durch den erhabenen Gedanken, daß dein Unglück, in die unendliche Kette des Schicksals verflochten, nothwendig war, daß es zum Besten des Ganzen diente, wenn auch weder du noch ich in den Zusammenhang einzusehen vermögen. Wir glauben eine liebende, waltende Vorsicht; und dieser Glaube macht uns jenen beruhigenden Gedanken unzweifelhaft gewiß.

XIV.

Die ausländischen Gewächse.

Wahrlich, sie sind schön, diese fremden Pflanzen mit ihren hochgefärbten Blumen und ihren sonderbaren Blättern! Mehr als das Geländer, das sie von den übrigen Pflanzen des Gartens scheidet, scheidet sie ihre Form, ihre Schönheit von ihnen. Welche Pracht, welche kühne Mischungen! Welche glühende Farben, wie sie nur der senkrechte Sonnenstrahl zu kochen vermag! Gewiß, sie sind reizend, und unendlich angenehm ist der Anblick, den sie dem Auge des Beobachters darbiethen. Aber die armen Fremdlinge! Nie tragen sie Früchte, nie erreichen sie unter unserem kalten Himmelsstriche den angebornen Grad von Schönheit und Vollkommenheit. Von ihrer mütterlichen Erde gerissen, an mildere Lüfte und wärmere Sonnen gewohnt,

schmachten sie hier in dem ungewohnten Klima. Getäuscht durch ein laueres Lüftchen oder einen heißen Sommertag, öffnen sie ihre kleinen Knospen; die Blüthe entfaltet sich, sie prangt in hoher Schönheit, und verspricht eine wohlschmeckende Frucht. Aber siehe! ehe noch der Keim in der bunten Hülle sich bildet, ehe die reife Blume abfällt, und das junge Früchtchen zeiget, brauset ein kalter Nordwind über sie hin, und schüttelt die Blüthen herab, oder die Früchte sterben vor Kälte in ihrer ersten Jugend. Dennoch drängt sich Blume an Blume, dennoch ersetzen stets neue Knöspchen die Stelle der verwelkten, und erhalten den Strauch in immerwährender Schönheit. Arme Betrogene! Was wollt ihr hier? Hier ist euer Vaterland nicht. Vergebens treibt ihr Blüthen, vergebens nährt ihr sie mit euern edelsten Säften; der Himmelsstrich, unter den ihr verpflanzt seyd, läßt sie nie zur Reife kommen.

O Herz des Menschen! Wie oft gleichest du in deinen Hoffnungen und Erwartungen den fremden Pflanzen, die immer blühen und nie Früchte tragen! Getäuscht vom Sonnenblicke eines nahen Glückes öffnest du dich frohen Gefühlen, träumest von künftigen Seligkeiten,

opferst oft deine besten Kräfte diesen trügerischen Aussichten, und glaubst in ihrer Erfüllung mehr als irdische Zufriedenheit zu finden, bis plötzlich der kalte Hauch der Wirklichkeit die stolzen Blüthen verweht, und deine Träume und Wünsche an stets sich erneuernden Hindernissen ermatten.

Und dennoch hören wir nicht auf zu hoffen! Umsonst belehren uns tausend mißlungene Versuche, daß hiernieden kein vollkommenes Glück zu finden ist; umsonst erinnern die Wunden unsers Herzens uns an alles, was wir schon gewünscht und doch nicht erhalten haben. — Die fernste Aussicht einer möglichen Verbesserung facht unseren Muth auf's neue an, und stellt uns ein anderes Gut als eben so erreichbar dar. Wozu diese rastlose Thätigkeit? Wozu diese unerschöpfliche Quelle von Geduld und Hoffnung auf bessere Zeiten, die doch niemahls kommen? Sollen diese Triebe uns nur zur stäten Qual gegeben seyn? Nein! Dieser Gedanke wäre einer Vorsicht unwürdig, die jedes Geschöpf aus Liebe geschaffen und zur Glückseligkeit bestimmt hat. Aber auch wir sind hiernieden nicht in unserem Vaterlande, wie die fremden Pflanzen. Von höherer Abkunft und zu edleren Zwecken bestimmt, als wir hier erreichen können, ahnen

wir, daß es ein reines Glück und ungemischte Freuden gibt, und suchen sie vergebens, und erschöpfen uns in Planen und Erwartungen, denen keine Erfüllung entspricht, bis endlich der Tod unserer Seele den Kerker öffnet, und ihr die Freyheit gibt, dem schöneren Frühlinge in ihrem Vaterlande zuzueilen, wo ihre Keime gedeihen und ihre Blüthen Früchte tragen werden.

XV.

Der sterbende Schmetterling.

Da hängt sie, sterbend über ihren neugebornen Kindern, die zärtliche Mutter! Ihr Tod war jener Leben. Kaum dem dumpfen Raupenstande entschlüpft, kaum zu schöneren Genüssen und einem freyeren Daseyn erwacht, folgt sie gehorsam dem Rufe der Natur, entsagt dem lieblichen Herumschwärmen in der Welt der Blumen und Gerüche, sucht einen Gatten, und schenkt ihren Kindern in ihrem letzten Hauche das Leben. Sorgsam legte sie die Eyer in eine Spalte der Rinde, streifte ihr eigenes wollichtes Gewand ab, um es ihnen zum Schutze gegen die Winterkälte zu geben, und verging dann in süßen Empfindungen von Aufopferung und Liebe über ihrem Neste, dem sie alles, sogar einen Theil ihrer selbst, gegeben hatte.

Sieh hier, o Mädchen, ein Bild wahrer Liebe und Zärtlichkeit, wie sie eigentlich deinem Geschlechte geziemt! Auch Weiber können stark und innig lieben, auch in den zarteren Seelen des schwächeren Geschlechtes entstehen mächtige Leidenschaften; aber sie müssen in ihren Äußerungen und Folgen immer den Charakter des Geschlechtes tragen, und nie bis zu dem Ungestüme der Männer empor schwellen. Glaube nicht, daß jene stürmischen Leidenschaften, wie manche Romane und Theaterstücke sie nur zu reizend schildern, wahre Liebe seyen, jene unbändigen Triebe, die keine Schranken, kein Verhältniß achten, verletzte Pflichten durch Trugschlüsse entschuldigen, und Unschuld und Ehre im Rausche der Sinnlichkeit hinzuopfern für ein verzeihliches, ja oft für ein liebenswürdiges Vergehen halten. Solche Flammen mögen dichterisch schön seyn, sittlich schön sind sie gewiß nicht, und noch viel weniger wahrhaft weiblich; auch machen sie den Geliebten nicht glücklicher, und das Weib selbst in seinen Augen nicht liebenswürdig. Der sterbende Schmetterling lehre dich wahre Frauenliebe. Sie ist das stille Hingeben eines zärtlichen Herzens, das nur lebt, um den geliebten Gegenstand glücklich zu machen, und es nicht

achtet, wenn es in Ausübung seiner Pflichten sich selbst verzehrt; sie ist eine sanfte Gluth, die wohlthätig wärmt, nie verheerend lodert. Unglück und Hindernisse erhöhen sie, ohne sie je stürmisch zu machen, und selbst in ihrer höchsten Stärke, unter dem Drucke der Leiden wie in den Augenblicken des größten Entzückens, verträgt sie sich mit jeder Tugend, jeder sittlichen Grazie, ehrt jedes Verhältniß, hört den leisen Ruf der Pflicht, und opfert sich endlich willig selbst auf, wenn sie im Kampfe mit ihr nicht mehr bestehen kann.

XVI.

Die Johannis-Käfer

Die heitere Sommernacht ladet uns in's Freye. Laß uns die stillen Gründe besuchen, wo tiefe Schatten zu ernsten Betrachtungen stimmen! Sieh! Was ist das? Der bestirnte Himmel hat sich in das Thal herab gesenkt. Siehst du die leuchtenden Pünctchen im Grase, und hier den grünlichen Funken, der sich von einem Zweige zum andern bewegt? Bald steht er still, bald schwebt er vor uns hin, verliert sich im nächtlichen Dunkel, und kommt glänzender wieder hervor.

Ich kenne euch, liebliche Wesen, leuchtende Erscheinungen, die ihr unsere Sommernächte verschönert! Die beschwingten Männchen flattern umher und tragen ihr schönes Licht zur Schau; nichts hält sie, nichts hemmt ihre Be-

wegungen. Sie suchen ihre Weibchen, fliegen nach Nahrung umher, oder scherzen mit ihren Gespielen. Das Weibchen lauschet still im Grase, kann sich nicht aufschwingen, und nur die nächsten Hälmchen mit glänzendem Lichte bestrahlen. Aber indessen das freye Männchen mit ungewissem Schimmer jetzt ganz verschwindet, jetzt kaum das Blättchen erhellt, auf dem es ausruht, und bald, ungesehen, in Gefahr geräth, zertreten zu werden, bald die Hand des Neugierigen lockt, den fliegenden Funken zu haschen, ruht das Weibchen sicher in dem kleinen Kreise, der sie umgibt. Schon von fern erblickt der Wanderer das stille, grünliche Licht am Boden, nähert sich mit leisen Schritten, sieht mit Wohlgefallen die nahen Pflanzen in dem sanften Schimmer glänzen, und stört ihre Ruhe nicht. So ersetzte die Natur ihr wohlthätig durch helleres Licht und Sicherheit den Mangel an Freyheit.

Beneide nicht, entschlossene, junge Freundinn, beneide nicht das Loos der Männer, und wünsche nicht so sehr, dein schwächeres Geschlecht mit dem stärkeren zu vertauschen, weil Natur und Verfassung diesem tausend Vorzüge und Freyheiten ertheilt haben, deren das beschränk-

te Weib nicht genießen darf! Still, in dem engen Kreise häuslicher Geschäfte eingeschlossen, erstreckt sich ihre Wirksamkeit nicht über die Mauern ihres Hauses. Wohlstand und Sittsamkeit verbiethen ihr jede öffentliche Handlung, jedes lautere Betragen, ja die Natur selbst scheint sie durch ihren zarteren Körperbau und ihre Mutterpflichten von jedem Antheil an öffentlichen Geschäften ausgeschlossen zu haben.

Aber indeß der Mann sich seiner großen Vorzüge nicht ohne Gefahr erfreut, indessen Sorgen, Kränkungen und unnennbare Beschwerlichkeiten den Staatsmann, den Gelehrten, den Krieger treffen, und Undank oder zweifelhafter Ruhm ihr später Lohn wird, genießt das Weib einer unbedroheten Ruhe im Innern ihres Hauses. Hell und ehrwürdig leuchten ihre stillen Tugenden dem glücklichen Gatten und wenigen Freunden. Häusliche Zufriedenheit und wohlgerathene Kinder lohnen ihr süßer, als eroberte Provinzen oder gelungene Staatsintriguen, und sicherer wirken ihre Tugenden durch Kinder und Enkel auf die gebesserte Nachwelt, wenn auch kein Stein ihren Nahmen lehrt, als die Bücherweisheit des Gelehrten, dessen Nahmen ferne Jahrhunderte mit Erstaunen nennen.

Nein, liebes Mädchen! die Vorsicht hat nicht stiefmütterlich an unserem Geschlechte gehandelt, als sie so unendlich weise jedem durch Naturgesetze die Bahn zeichnete, die es zu wandeln hat. Jedes hat seine Rechte, seine Genüsse, seine Pflichten, die, gewissenhaft erfüllt, nicht minder verdienstlich sind. Aber verderblich ist die Unzufriedenheit mit seinem Zustande, und eine falsche oder geringschätzige Vorstellung von unseren Pflichten und Rechten macht uns bald jene verabsäumen und diese verlieren. Dann sind wird freylich armselige Geschöpfe ohne Bestimmung und ohne Würde; aber wir sind es nicht durch die Natur, sondern durch eigene Schuld.

XVII.

Die Obstkerne.

„Schade um die vielen Kirschen und Weichsel, die hier ungenützt auf der Erde liegen und faulen!" sagte Emilie gestern zu mir, und zeigte mir im Obstgarten eine Menge halbreifer oder von den Vögeln beschädigter Früchte, die im Grase zerstreut lagen. »Schade!« sprach sie: »Das verdirbt nun alles ungenossen und nutzlos, und hätte, wenn es reif geworden oder unversehrt geblieben wäre, das schönste Obst gegeben.« »Nutzlos verdirbt es wohl nicht,« erwiederte ich: »Blicke einmahl um dich! Siehst du hier nicht aus dem Grase eine Menge zarter Bäumchen hervorragen, kaum noch so hoch als die Halmen um sie her? Wo mögen diese wohl hergekommen seyn? denn angepflanzt hat sie hier niemand. Sieh, Emilie, die Früchte, die aus mancherley Ursachen abfallen, faulen im

Grase, und der zarte Keim entwickelt sich in der ihn umgebenden Feuchtigkeit. So wie er hervor treibt, dient ihm das Fleisch der Frucht zur ersten feinen Nahrung, ehe er noch im Stande ist, mit seinen Fäserchen die gehörige Speise aus dem harten Boden zu ziehen, wie junge Kinder zuerst von der Muttermilch leben, ehe ihr zarter Bau stärkere Nahrung verträgt. Endlich wurzelt das Pflänzchen in der Erde, sein schwacher Stamm erhebt sich nach und nach; und so sind alle diese Bäumchen entstanden, die einst, durch Zweige besserer Art veredelt, den Obstgarten bevölkern werden. Kein Früchtchen ist zwecklos abgefallen; denn die wenigen, aus denen kein Keim erwuchs, dienten den Vögeln des Himmels zur Speise, die Gott auch liebt, und für die er auch sorgt.«

»Ja, meine Freundinn, die Vorsehung ist gütig und weise im Kleinsten wie im Größten. Nichts geht in ihrer Haushaltung verloren, nichts bleibt ohne Wirkung, ohne wohlthätige Wirkung für das Ganze. So wenig ein Obstkern vergebens abfällt und verweset, eben so wenig geht die kleinste Folge unserer Handlungen verloren, wenn gleich wir kurzsichtige Sterbliche oft das Gegentheil zu sehen glauben, und

uns so manche Ursache ohne Folge, so manche Kraft ohne entsprechende Wirkung zu bleiben scheint. Jede gute oder böse Handlung, jede Anreizung zum Übel, jedes Beyspiel stiller Tugend bringt gewiß eine Veränderung in dem Kreise, der uns umgibt, hervor, und diese verbreitet sich still und unbemerkt, bis wir vielleicht nach langer Zeit, wenn wir bereits ganz die erste Veranlassung vergessen haben, mit Freude oder Schrecken die Folgen erblicken, die, ungesehen von uns, aus dem kleinen unbedeutenden Keime erwuchsen. O möchten unsere Handlungen immer den edeln Obstkernen gleichen, die still und geräuschlos in's Gras hinfallen, aber später hin zu nützlichen Bäumen erwachsen, und einst noch dem Enkel Erquickung und Schatten geben!

XVIII.

Die Tannen.

Jetzt sind sie ausgegraben und dem Herde bestimmt, die verdorreten Tannen, die so lange des Fleißes und der Pflege des Gärtners spotteten. Alle seine Mühe und Sorgfalt war bey diesen Bäumen vergebens; sie blühten und grünten nicht mehr, ja selbst der wenige Saft, den sie noch hatten, als man sie aus ihren mütterlichen Wäldern hierher verpflanzte, vertrocknete, und die Tannen starben. Unwillig warf sie endlich der Gärtner aus dem Boden, den sie entstellten, heraus, und sieh, da wurde er gewahr, daß sie wenige oder gar keine Wurzeln hatten. Diese waren, als man die Bäumchen im Walde ausgrub, abgehauen oder verletzt worden; und nun war es wohl deutlich, warum die ar=

men Tannen nicht gedeihen konnten. Hätte man sie in dem schützenden Schatten ihres mütterlichen Waldes gelassen, sie hätten fortgegrünt, und wären in wenigen Jahren zu hohen nützlichen Stämmen aufgeschossen, deren balsamischen Schatten der müde Wanderer gesegnet hätte, da sie jetzt nichts als ein dürres unbrauchbares Reisholz sind.

So geht es manchen jungen unerfahrenen Mädchen, die zu früh aus dem Schatten des väterlichen Hauses in die große Welt versetzt wurden. Was soll hier der Anstrich von Tugenden, den Gewohnheit und Beyspiel ihnen geliehen, die Bescheidenheit, welche noch nie den Lockungen der Schmeicheley zu widerstehen hatte, die Redlichkeit, welche noch durch keine Gelegenheit, unentdeckt zu sündigen, geprüft wurde, die Unschuld, die noch keine Versuchungen mit Muth und Standhaftigkeit besiegt hatte? Die Mädchen waren gut, weil sie noch keine Reizung gehabt hatten, böse zu seyn. Aber jetzt im Wirbel der Zerstreuungen, von der Verführung umlagert, von falscher Ehre gereizt, von schimmernden Beyspielen fortgerissen, o wie schnell verschwinden da die wenigen guten Gefühle, die ihnen statt Grundsätze dienten, und

sie werden verderbt, wie die, mit denen sie umgehen! Wären sie nie oder nur spät ihrer schützenden Verborgenheit entrissen worden, sie wären in Einfalt und Unschuld zu guten würdigen Weibern heran gereift, ein edler Mann hätte sein höchstes Glück in ihren Armen gefunden, und tugendhafte Kinder ihnen einst ihr ganzes Wohl verdankt.

XIX.

Der Laubengang.

Sieh, Freundinn, wie dicht diese jungen Bäumchen ihre nachbarlichen Äste verschränken, wie sie ein hellgrünes Dach über unseren Häuptern bilden, durch welches die Sonne blitzt, und die ändernden Schatten der Blätter bald auf den Weg, bald auf unsere weißen Gewänder streut! Von gleicher Art und Höhe stehen sie zu beyden Seiten; zu gleicher Zeit gepflanzt, mit gleicher Sorgfalt gewartet, streckten sie schon als zarte Stämme ihre jungen Zweige zusammen, wuchsen mit einander und für einander, und vereinigten sich, als sie groß und stark geworden waren, zur schattenvollen Laube. Eins in's andere verschlungen und verwebt, unauflöslich verbunden stehen sie da, und biethen in ihrer Vereinigung den Stürmen Trotz, und schöpfen eines aus dem andern Kraft und Stärke.

Süßes Bild der innigen Freundschaft und Liebe zwischen gleichgestimmten Seelen, bey gleichen Verhältnissen, wenn keines mehr fordert als leistet, keines mehr empfängt als gibt, und kein Mißton, erzeugt durch den Unterschied des Standes, der Jahre, der Gemüther, den schönen Zusammenklang stört, wenn eines denkt, liebt und lebt wie das andere, des einen Fehler in die guten Eigenschaften des anderen passen, und so die beyden Seelen sich zu einem schönen Ganzen vereinigen, das jedem Unfalle trotzt, und das nicht für diese Welt allein dauert!

Aber laß uns ein wenig weiter gehen! Auch hier ist ein bedeckter Gang, auch hier wölbt sich ein grünes Dach über uns; aber bemerkst du den Unterschied? Siehst du den starken Kastanienbaum, wie er sich stolz über die andern erhebt, und das niedrige Gesträuch vor sich wegdrückt, das erst zu wachsen anfing, als jener schon ein vollendeter Baum war? oder die hochaufgeschossene Pappel, die zwar nicht älter, aber von ganz anderer Art, schnell empor strebt, und ihre luftigen Zweige nie mit den langsam wachsenden Sträuchen vereinigen wird, die beschämt und traurig da stehen, und neben den großen Nachbarn kaum Raum und Sonne genug haben,

um zu leben? Auch welkt und stirbt manches in der ungleichen Vereinigung, die seine besten Kräfte verzehrt. Gefällt dir der Laubengang hier noch so gut, wie dort? und bedarfst du wohl einer Erklärung über gleiche und ungleiche Verbindungen?

XX.

Die Weidenbäume.

Wie schön, mit welchen breiten, glänzend-grünen Blättern der kleine Weidenbusch zwischen seinen Brüdern hervor sieht! Welch ein Unterschied zwischen ihm und ihnen! Wie sie mit ihren schmalen grauen Blättern, die selten und trocken an den dünnen Zweigen hängen, mehr einem verwelkten Gestrippe als lebenden Bäumen gleichen, in jedem stärkeren Lüftchen beben, und dem müden Wanderer keinen Schatten zu geben vermögen! Und woher diese große Verschiedenheit? Siehst du nicht, Liebe, daß dieser schöne Busch aus dem abgehauenen Stamme des alten Baumes hervor wächst? und erinnerst du dich noch der struppigen hohlen Weide, die das vergangene Jahr so oft dein Mißfallen erregte? Damahls glich sie ihren Brüdern ganz, eben so welk, eben so ein Aufenthalt häßlicher

Spinnen und andern unreinlichen Gewürmes; aber der Gärtner hat sie nahe bey der Wurzel abgehauen, und jetzt treibt sie mit neuer Kraft schöne Blätter, die den Müden, der unter ihrem niedrigen Dache Schutz sucht, freundlich vor der Mittagsgluth schirmen. Kein unreines Insect benagt sie, keine Spinne umzieht sie mit kleberigen Fäden. Nur der reine Sonnenstrahl spielt zitternd auf dem glänzenden Schmelz der Blätter, und erhöht ihr lachendes Grün.

O meine Geliebte! Wenn oft unsere ungeduldige Seele über den Gang der menschlichen Schicksale murrend zu urtheilen wagt, wenn wir sehr geneigt sind, das traurige Loos, das manchen unserer Brüder in diesen schrecklichen Zeiten trifft, ungerecht und grausam zu nennen, dann laß uns des Weidenbusches denken, der nach seinem Sturze schöner ward! Wie oft sehen wir unter dem Drucke der Leiden sich Tugenden entwickeln, die der stolze Sohn des Glückes in seinem selbstsüchtigen Taumel nicht kannte, und Gefühle in Herzen erwachen, die ihrer in unbedrohtem Wohlstande nie fähig gewesen wären! Der Verlust jener Güter, ohne die man nicht leben zu können glaubt, und die man doch so oft und leicht überlebt, lehrt den weise-

ren Unglücklichen ihre wirkliche Nichtigkeit. Eigener Mangel, eigene Hülflosigkeit schließen das erweichte Herz gegen die Noth Anderer wohlthätig auf; Standhaftigkeit, Seelengröße, Verachtung des Todes gehen in den veredelten Seelen aus dem immerwährenden Kampfe mit Gefahren und Unglücksfällen hervor, und die schönste Blüthe menschlicher Tugenden, stille Aufopferung und Selbstverläugnung um des Geliebten willen, lehren nur die Gemeinschaft im Unglücke und ernste Catastrophen, wo unser und der Geliebten Wohl auf der entscheidenden Wage liegt. So, meine Freundinn, vergrößern die Übel der wirklichen Welt die Summe des Guten in der moralischen, und das Geschick, das über uns in heiligem Dunkel wandelt, rechtfertigt oft noch auf dieser Erde seine unerforschlichen Gänge vor unsern Blicken.

XXI

Die eingeimpften Bäume.

Es ist doch eine schöne Erfindung um das Einimpfen der Bäume! Alle diese jungen Wildlinge, die von abgefallenem Obste freywillig aufsproßten, werden nun in einigen Jahren edle Früchte tragen, da sie sonst nur ungenießbares Obst gebracht hätten. Mit kluger Wahl und vorsichtig schlitzte der Gärtner die zarte Rinde auf, setzte ein Auge von einem edlen Fruchtbaume hinein, und verband die Wunde mit Bast. Jetzt ändert sich die ganze Natur des Baumes; sein innerer Bau, die Richtung aller seiner Adern und Fäserchen werden anders, er verkocht die Säfte, die er aus der Erde zieht, auf andere Art, seine Blätter saugen Thau und Luft anders ein, und dieselbe Nahrung, dieselben Sonnenstrahlen bilden nun künftig statt einer bittern Mandel oder sauern Pflaume einen errötheenden Pfir-

sich oder eine goldene Aprikose. So sehr wirkt das eingesetzte Auge auf die Art des Bäumchens, und ändert sein ganzes Wesen.

Und eben so unwiderstehlich wirken Umgang und freundschaftliche Verbindungen, deren Gewalt der Unerfahrene zu wenig kennt, und sich ihnen oft zu sorglos überläßt, auf unsere Herzen. Wie durch das eingeimpfte Auge fremder Art die ganze Natur des Baumes geändert wird, so ändert ein vertrauter Umgang unsere Denkart und Sitte. Die Gedanken unserer Freunde gehen in uns über, ihre Reden, ihre Handlungen wirken auf uns, unmerklich nehmen wir ihre Gewohnheiten, ihre Lebensweise an, und fangen an, die Dinge um uns her aus dem Gesichtspuncte zu betrachten, aus welchem unsere Freunde sie sehen, unsere Entschlüsse und Handlungen fließen nicht mehr ganz allein aus unseren Grundsätzen; manches thun wir mit Vorsatz um unserer Freunde willen, manches, ohne daß wir uns dessen bewußt sind, und so werden wir endlich ein ganz verschiedenes Wesen von dem, was wir vorher waren.

Sollten wir aber nicht bey so wichtigen Folgen eben so klug handeln als der Gärtner, der nie ein Reis eines unedeln Baumes aus einer

ganz andern Gattung wählt? Wie sollen auch wir uns an Menschen anschließen, deren Denkart unsere verschlechtern könnte, oder deren Charakter und ganz verschiedene Lage mit uns nie zusammen stimmen werden. Und so wenig der Gärtner, wenn er nicht mit seinen Bäumen spielen will, zu gleicher Zeit Zweige von mehrerley Art auf denselben Stamm impfen oder die heuer eingesetzten über's Jahr heraus ziehen wird, eben so wenig sollen wir, wenn wir Veredelung und Glück in freundschaftlichen Verbindungen suchen, uns zugleich an mehrere Menschen von verschiedener Denkart anschließen, oder oft neue Verbindungen eingehen, damit nicht, wenn stets neue und verschiedene Gemüther auf uns wirken, wenn eine Richtung die andere hindert, ein Eindruck den andern stört, wir zuletzt ein armseliges Gemisch von so vielerley Meinungen werden, als wir Freunde haben, und in den verwirrenden Verhältnissen unsere Grundsätze und unsere Eigenthümlichkeit verloren geben.

XXII.

Die Morgennebel.

Sieh, nun sind sie verschwunden, die trüben dichten Nebel, die das heitere Angesicht dieses Morgens bewölkten. Kaum vermochte die Sonne es über sie zu gewinnen, denn lang und zweifelhaft war der Kampf; aber endlich erhob sie sich siegreich in strahlender Pracht, und die Nebel sanken. In sich gerollet wichen sie zurück, und in wolkenloser Schönheit beschreitet die Sonne den Thron des Tages. Aber dort an den fernen Bergen hängen sie noch, dunkelgrau und finster, die verscheuchten Kinder der Nacht; jeder Zephyr reißt leicht ein Wölkchen von der düstern Masse ab, und führt es am kaum erheiterten Himmel herauf, und deckt auf Augenblicke das Licht der Sonne. Sie harren dort des dämmernden Abends; wenn die Sonne mit schwächerem Lichte sich ihnen nähern muß, dann machen sie

sich auf den Fittichen des Westwindes auf, bedecken ihr röthliches Antlitz und den schönen Abendhimmel mit trübem feuchtem Schleyer, und hüllen den Erdkreis in frühere Nacht.

So mächtig, wie diese Morgennebel, ist die Gewalt früher Vorurtheile, böser Gewohnheiten oder tiefgewurzelter Jugendfehler, die nur spät in reiferem Alter vor dem durchdringenden Strahle der Vernunft weichen. Heimlich lauern sie im Hintergrunde der Seele. Jede ungestümere Regung, jede kleine Vergessenheit läßt ihnen Raum, sich hervor zu drängen und die Vernunft zu umnebeln, die sich nie ganz von ihnen losmachen kann. Wenn Alter, Krankheit oder Unglück unsere Seelenkräfte schwächen, wenn wir nicht mehr mit ganzer Kraft gegen unsere alten Feinde streiten können, und die Empfindung des gegenwärtigen Übels unsere Achtsamkeit auf das entferntere hindert, dann erheben sie sich in aller ihrer Stärke, verfinstern die Vernunft, zerstören unsere Ruhe, und das Ende unseres Lebens gleicht seinem wolkigen Anfange.

XXIII.

Die Pflanzen im Schatten.

An meine Mutter.

Es ist eine sonderbare Bemerkung, die ich selbst oft gemacht habe, und die jeder machen kann, der nicht ganz achtlos an Blumen und Pflanzen vorüber geht, daß sie sich nähmlich alle dem Lichte und der Sonne zudrehen, und, wenn diese ihnen fehlt, kränkelnd und welk werden. Diese jungen Feigenbäumchen, die nur erst neulich gepflanzt wurden, hängen sie nicht alle gegen Morgen oder Mittag hin? Die Blumen auf den Beeten neigen ihre Häupter der Sonne zu, und selbst im Treibhause, wo die gefangenen Pflanzen im unnatürlichen Zustande leben, streben Blätter und Blüthen den Fenstern zu. Wenn eine Pflanze auch nur die kleinste Spalte findet, so arbeitet sie sich in den seltsamsten Richtungen

heraus, um der freyen Luft und des unverfälschten Sonnenlichtes zu genießen. An schattigen Orten wachsen wenige oder kranke Pflanzen; ohne lebendige Farbe, ohne Blätterfülle stehen sie da, ein gelbes, stängliges Gewächs, und zeugen von ihrer widernatürlichen Lage. Nur die grausamste Leckerhaftigkeit konnte den sinnlichen Menschen lehren, dieß angeborne Bedürfniß des Lichtes zu seinem Dienste zu unterdrücken. Er entzieht dem schlanken Spargel frühzeitig mit Röhren das belebende Sonnenlicht, um ihn kränklich und mürbe zu machen, er bindet den vollaufsprossenden Salat, damit seine innersten Blätter, ohne Wärme, ohne Licht, besser zum Genießen würden, und erstickt so die natürlichen Triebe, um sich ein schmackhaftes Mahl zu bereiten.

Unvertilgbar, wie bey den Pflanzen das Bedürfniß des Lichtes, ist bey den Menschen das Bedürfniß der Geistesthätigkeit. Wenn weder äußere Gewalt noch drückende Umstände sie hindern, strebt die Seele immer nach neuen Begriffen; und nur im Sonnenlichte der Wahrheit gedeihen ihre schönsten Früchte. Dort, wo Mangel, Noth, Klima und bittere Nahrungssorgen jede Entwickelung dieses Triebes ersticken,

wo angeerbte Stumpfsinnigkeit gleich nächtlichen Schatten auf den verwilderten Nationen liegt, in dem Feuerlande und bey den Esquimos, verkrüppelt und verliert sich zuletzt jede Spur von Vernunft, und es scheint kaum möglich, daß der unglückliche Feuerländer und Newton zu derselben Classe der Geschöpfe gehören. Dieß ist eine traurige Folge der physischen Beschaffenheit der Erde.

Aber wie empörend für jedes menschliche Gefühl ist nicht die grausame Selbstsucht des wollüstigen, eifersüchtigen Morgenländers, der die eine Hälfte des Menschengeschlechts zum Thiere erniedrigt, den bedauernswürdigen Weibern jede Kenntniß, jeden Schimmer der Wahrheit neidisch entzieht, und sie nach seinen Religionsbegriffen sogar von den Freuden des Paradieses ausschließt, um sie tief fühlen zu lassen, daß sie keinen Anspruch auf einen unsterblichen Geist und dessen Bildung machen dürfen, um ungestört nach allen seinen Launen über sie zu herrschen, und Wesen, die gleich ihm den göttlichen Funken der Vernunft in ihrer Brust tragen, zu gedankenlosen Werkzeugen seiner Sinnlichkeit herab zu würdigen! Aber die gekränkte Natur rächt auch hier, wie überall, schrecklich die Über=

tretung ihrer Gesetze. Der Geist dieser Weiber, durch Druck und Vorurtheile gehindert, seinen Durst nach Thätigkeit auf dem geraden Wege zu befriedigen, strebt durch tausend lasterhafte Krümmungen zum Ziele. Cabalen und Intriguen sind ihre einzige Beschäftigung, und die Ausführung ihrer selbstsüchtigen Plane der einzige Raum, in dem sich ihre Seelenkräfte frey bewegen können. Darum waren auch von jeher die Harems die Geburtsstätten der ungeheuersten Verbrechen und Laster. Trauriges Loos des menschlichen Geistes, wenn er, den verkünstelten Pflanzen gleich, welken oder ausarten muß, damit andere Menschen sich im ruhigen Genuß ihrer Lüste freuen können!

XXIV.

Die Astern.

Es ist wahr, liebe Freundinn, die Astern sind Vorbothen des nahen Winters; ihr bunter Flor ist der letzte, und das Reich der Blumen geht mit ihnen unter. Dennoch sind sie schön, und es lohnt die Mühe, sie zu betrachten. Sieh, welche Verschiedenheit der Farben und Bildungen, welche Fülle und Pracht! Hier dunkelblau, dort purpurroth, da blaßröthlich, dort lilas — alle den goldenen Busen mit dichten Blätterreihen umsäumt, und dann jene weißen, die gar keine Staubfäden zeigen, sondern mit hochgewölbter Brust den Thau des Himmels durch hundert kleine Röhrchen einsaugen. Welche leichte Gestalten! Wie sich diese Sterne auf schlanken Stängeln wiegen, vor dem leisesten Lüftchen ihre Häupter bald senken, bald erheben, und so dem Auge ein immer wechselndes Farbenspiel biethen! Aber ihre Pflege war mühsam, und

kostete dem Gärtner manche heiße Stunde. Sieh, dort drüben am Rasensaume stehen auch Astern; aber wie verschieden sind sie! Klein, unansehnlich, nur mit einem einzigen Kranze dürftiger Blätter stehen sie da, den Grasblumen ähnlich, und werden keines Blickes gewürdigt. Und doch sind sie aus demselben Samen erwachsen, wie jene prächtigen Büsche, aus demselben Samen, der vorigen Herbst von eben so schönen Blumen kam. Ich sah es selbst, wie der Gärtner die Körnchen, die ihm beym Anbau übrig blieben, dort in das Gebüsch streute, wo sie in sandigem Grunde ohne Pflege, ohne Achtsamkeit heran wuchsen, wo keine freundliche Hand das Unkraut um sie herum ausjätete, kein Thau der Gießkanne nach heißen Tagen die Schmachtenden erquickte. Ist es nun ein Wunder, daß sie, dem Zufalle überlassen, in dieser gänzlichen Entartung eine andere Gattung von Blumen zu seyn scheinen?

O meine Freundinn! Du bist Mutter, du hast auch junge Pflanzen zu warten. Laß das Bild der zweyerley Astern nie aus deinem Gemüthe schwinden! Wenn der Gärtner, um schöne Blumen zu erziehen, mit Fleiß und Kunst das Erdreich mischen, zuerst die Samen dem

warmen Beete vertrauen, dann die halbgewachsenen Pflänzchen in die Gartenbeete versetzen, sie dort warten, begießen, jäten, an Stäbe binden, und so ihnen alle Treue leisten konnte: was soll nicht die Mutter für ihre Kinder thun? Was jenen die Cultur ist, ist den jungen Menschen die Erziehung; — und um wie viel höher diese stehen, um so sorgfältiger sey ihre Pflege, um so beweinenswürdiger wäre ihre Verwilderung. Im guten Erdreiche reiner stiller Häuslichkeit entwickeln sich zuerst die jungen Pflanzen; gutes Beyspiel und lehrreicher Unterricht umstrahle sie, wie mildes Sonnenlicht, treue Sorge halte jeden bösen Eindruck ab von der reinen Seele, der jedes neue Talent, jede Kenntniß neuen Reiz geben, bis endlich die herrliche Schöpfung, in jugendlicher Kraft und Schönheit, vor den Augen der glücklichen Mutter entfaltet steht. O Liebe! Welches Gefühl ist mit diesem zu vergleichen! Welche Belohnung könnte reicher, welche Verheißung lockender seyn, unsere Pflicht strenge zu erfüllen, als die Erwartung dieser mehr als irdischen Freuden, die, da sie reines Werk des Gemüthes sind, nur durch dasselbe genossen werden können, und uns so der Seligkeit übermenschlicher Wesen nähern!

XXV.

Die Herbstgegend.

Der Herbst herrscht bereits in unseren Gegenden. Noch stehen zwar die Bäume dicht und schön belaubt, und umkränzen in lieblichem Gemische des verschiedenen Grüns die glattgemähete Wiese; aber dennoch flattert zuweilen ein welkes Blättchen herab auf den nicht mehr üppig sprossenden Rasen. Gelb und unansehnlich stehen die Überreste des Grases; von der Gluth der Sommersonne ausgebrannt, neigen sie die welken Spitzen der Erde, ihrem nahen Grabe, zu. Kein brütender Vogel baut im Innern der dichtbelaubten Zweige sein verborgenes Nest, keine Jungen heißen die Ältern mit lautem Gezwitscher willkommen, fordern ihre Speise, und wecken in fühlenden Herzen das Bild häuslicher

Glückseligkeit. Nur die bläuliche Meise durchflattert einsam den Hain, ein trauriger Vorbothe des nahen Winters.

Wie lange wird noch dieser grüne Schmuck die Gegend decken? wie vielmahl die Sonne sie noch in ihrer Schönheit sehen? wie lange noch der Bach durch seine grüne Umschattung rieseln? Sie nahen, sie nahen, die Tage des Winters; jede schöne Stunde entflieht mit verrätherischer Schnelligkeit, und rufet den unerbittlichen Freudenstörer näher herzu.

Diese Bäume werden entblättert und traurig aus dem kalten Boden empor stehen, dieser Bach, von Eis gefesselt, starren, und weit herum auf den Gebirgen, die jetzt abwechselndes Grün deckt, wird nur Schnee in todter Einförmigkeit liegen, und nur nackte Felsen werden die weiße Wildniß unterbrechen. Dann kommt, unbegrüßt vom Gesange der Vögel und den Flöten der Hirten, die Sonne einsam aus dem Meer, übersieht die winterliche Gegend, die sie einst in ihrer Schönheit sah, und trauert, in Nebel gehüllt, über diese Veränderung und die Flucht des Sommers. Und dennoch bin ich nur sanft betrübt von dem Abschiede so vieler Schönheiten; denn ich weiß, jenseits der winterlichen Kälte harret

ein Frühling, der diese Bäume belauben, diesen Bach entfesseln, diese Vögel paaren wird. Dann kommt die junge Frühlingssonne mit lächelndem Angesichte, und freut sich, die Erde wieder so schön zu sehen, und schüttet ihre segensvollsten Einflüsse auf sie herab.

Noch blühen wir in der Blüthe der Jugend, noch lächelt uns alles im Rosenlichte; aber sie kommen die Tage des Alters, es kommt der alles auflösende Tod, und in dieser jugendlichen Hülle tragen wir schon den Keim ihrer Zerstörung mit uns herum. Wie lange, o Freundinn, wie lange werden wir noch Hand in Hand wandeln? wie lange uns noch die Gegenstände entzücken, die jetzt unser Glück machen? Vielleicht sprießen die nächsten Veilchen auf unseren Grabhügeln! Dann kommt die Frühlingssonne, die uns so oft zu neuen Freuden weckte, und findet unsere Spur nicht mehr, und schimmert so schön in den Thautropfen, die an den Blumen unseres Hügels zittern, als sie einst in den Freudenthränen schimmerte, die von unseren Wangen flossen. Aber wir trauern nicht. Jenseit der engen nächtlichen Behausung, jenseit des winterlichen Grabes lacht uns ein besserer Frühling, ein Frühling, dessen edlere Blumen nie verwel-

ken, dessen schönere Sonnen nie untergehen werden. Dann durchbricht der befreyte Schmetterling die unscheinbare Hülle; alle die Kräfte und Fähigkeiten, die für diese Welt zu groß waren, entwickeln sich gleich seinen Flügeln. Seine unersättlichen Wünsche nach Glückseligkeit sind erfüllt, und das veredelte Wesen schwebt von Seligkeit zu Seligkeit fort.

XXVI.

Der Berggipfel.

Welche herrliche, grenzenlose Aussicht ist hier vor unsern Blicken verbreitet! Wie unermeßlich dehnt sich das Land vor uns aus! Dort liegen die Wohnplätze der Menschen, eine große geräuschvolle Stadt, zahlreiche Dörfer, von Gärten und blühenden Feldern umringt, königliche Schlösser, die ihre weit umschauenden Zinnen hoch erheben, niedliche Landsitze, die Wohlstand und Bequemlichkeit verkünden. Und dann im Hintergrunde des Gemähldes der majestätische Strom, der seine blauen Arme in mannigfaltigen Krümmungen um die reizende Landschaft schlingt! Alles lebt, alles webt da unten. Carrossen rollen durch die Straßen der Stadt, Menschen gehen hin und her und treiben ihre Ge=

schäfte, Handwerker und Künstler arbeiten nicht ohne Geräusch, beladene Wagen rasseln über die Landstraßen, Lärmen, Getöse und Geschäftigkeit beleben und belästigen jene ungeheure Hauptstadt. Und hier! Welche Ruhe, welche feyerliche Stille! Bis an diesen erhabenen Gipfel verbreitet sich das Gewühl nicht, erhebt sich nicht das kleinste Geräusch! Jeder lautere Ton verhallt am ruhigen Fuße des Berges, und nur Töne der Natur, nur Quellengemurmel und Vögelgesang unterbrechen die feyerliche Stille, und mischen sich in's sanfte Gelispel der Freundschaft, die gern in dem Schatten dieser Bäume weilt.

Erinnert dich, o Freundinn, dieser Berggipfel und seine Einsamkeit nicht an die Tugend, die in ewigreinem Lichte, erhaben über Leidenschaften, über Eigennutz und alles rastlose Streben und Trachten gewöhnlicher Menschen, in seliger Ruhe und Stille wohnt? Auf ihrem erhabenen Standpuncte zeigen sich ihr die Gegenstände und ihre Verhältnisse so, wie sie wirklich sind. Nie erhebt der Ehrgeiz seine gebiethende Stimme bis zu ihr, die Lockungen der Wollust erreichen ihren hohen Sitz nicht; kein täuschender Wahn stört ihre

Ruhe, und jede Forderung einer unedeln Empfindung verhallt leer und wirkungslos an der unerschütterlichen Grundfeste ihres wahren Glücks. Nur die Natur spricht zu ihr mit allen ihren leisen und doch so mächtigen Stimmen; sie ruht im Arme der Freundschaft, und fühlt auf ihrer Höhe sich dem verwandten Himmel näher.

XXVII.

Der Garten im September.

Schon sinkt die Sonne früher hinter das Gebirge hinab, früher dehnen sich die Schatten über die Fläche, und ein frisches Lüftchen weht über die Haferstoppeln her, und kreiselt zu meinen Füßen das gelbe Laub, das hier und dort den Bäumen entfällt. Kaum röthet noch der letzte Abendschein die finsteren Wipfel der Bäume, deren lebhaftes Grün einst um diese Stunde noch im Sonnenlichte schimmerte. Vorbey ist die lachende Zeit alles belebender Fröhlichkeit und Fülle! Verschwunden sind die schönen, langen Tage des Lenzes! Von allen den tausend und tausend Blüthen, die den Garten vor wenig Monden schmückten, ist auch nicht Eine mehr da. Das Jahr hat seine Jugendzeit

verlebt, und steht im Mannesalter näher dem sinkenden Herbste. Aber auch diese Zeit hat die gütige Natur nicht ohne Reize und Genüsse gelassen. Wo sich einst Blüthe an Blüthe drängte, und schwellende Knospen entfalteten, da reifen jetzt köstliche Früchte. Hier beugen süße Birnen den beladenen Zweig bis zur pflückenden Hand herab, dort fangen, wie an Schnüre gereiht, die bläulichen Pflaumen an zu reifen; hier prangen streifige Äpfel, und da blickt der Pfirsich hinter dem verhüllenden Laube hervor. Die Sonne strahlt milde und belebend vom dunkelblauen Himmel; eine gleiche ruhige Wärme kocht in den Gewächsen den Saft zur höchsten Reife. Der Mensch geht, ungedrückt von der Hitze, an den fruchtbeladenen Geländern vorbey, genießt mit vollen Zügen der lauen, reinen Luft, und weidet seine Augen mit stillem Wohlgefallen an der Vollendung alles dessen, was der blühende Frühling nur versprach.

Du klagest, meine Freundinn, über die Flucht unserer Jugend und ihrer Freuden. Es ist wahr, jene Zeit der fröhlichen Unbefangenheit, der immer regen Empfindungen ist vorüber. Manche Sorge, manche mühsame Be-

schäftigung haben die Schwingen unserer Phantasie gelähmt, und unseren Geist in die kalte Wirklichkeit zurück geführt. Tanz und rauschende Freuden reizen unsere ernsteren Seelen nicht mehr; auf unseren Wangen verblühen die Rosen der Jugend, schon zeigt ein kleines Fältchen oder eine sichtbarere Vertiefung in unserem Gesichte, daß keine üppige Fülle mehr unsere Muskeln schwellt, und achtlos eilt der Schwarm der Jünglinge an uns vorüber, später entblüheten Mädchen zu, die wir beynahe noch als Kinder kannten.

Aber sollen wir darum trauern, meine Liebe? Hat nicht die Natur mit reicher Hand uns alles ersetzt, was sie uns nahm? Gern vergißt das glückliche Weib, im Kreise ihrer Kinder, Putz und prächtige Gesellschaften, und süßer ist es, in den stillen Stunden der Nacht den satten Säugling an der Mutterbrust einschlummern zu sehen, als auf Maskeraden im Taumel und Geräusche herum zu schwärmen. Die zärtliche Achtung des Gatten vermindert sich nicht, wenn auch Zeit und Mutterpflichten den ersten Reiz von unseren Wangen gewischt haben; gutmüthige, frohe Kinder umhüpfen uns, wenn auch kein Stutzer sich mehr nach uns um=

sieht. Erfahrung und häusliche Sorgen haben unseren Charakter gereift, unsere Grundsätze bewährt; und in des Gatten froher Heiterkeit, in der stillen Sehnsucht, womit er am Abend in sein friedliches Haus zurück eilt, in den Tugenden des wachsenden Geschlechtes ernten wir tausendfach die Früchte, die der lachende Frühling uns versprach.

XXVIII.

Die Blüthen im Herbste.

Die Äquinoctialstürme haben ausgetobt, der häufige Regen, den sie mitbrachten, hat aufgehört. Die Sonne strahlt seit ein paar Tagen wieder am wolkenlosen Himmel, und mit offenen Sinnen eile ich aus der langen Gefangenschaft wieder sehnsüchtig in den Garten. Welche Überraschung! Welcher erfreuliche Anblick! Das Gras, welches die Gluthen des Sirius verbrannt hatten, grünet wieder, dort und da schließt sich eine verspätete Blume auf — und wie? Täuscht mich mein Auge nicht? Steht hier nicht am Apfelbaume eine Blüthe? Entfaltet nicht die prächtige Roßkastanie neben dem verwelkten Laube neue hellgrüne Blätterbüschel? Glänzt nicht dort eine ihrer schönen Blumenpyramiden? Wahrlich das Jahr scheint verjüngt — laue Lüfte, wie des Frühlings, umwehen mich,

Blüthen entsprießen, Alles scheint aufzuleben, Alles auf schönere Tage hinzudeuten.

Aber ach! Wie lange wird diese Täuschung währen? Ihr Blüthen des Herbstes, ihr verspäteten Kinder einer allzu milden Sonne, euere Erscheinung erfüllt mich mit stiller Wehmuth! Was sollen diese Anstrengungen, denen kein Erfolg entspricht? Was soll dieser, nur der Jugendzeit des Jahres gehörige, Schmuck? Ach, nur zu bald werden die Stürme wieder kehren, der Flur den unzeitigen Reiz rauben, und das ganze liebliche Bild in Nebel und Frost begraben!

Und was sollen euch, allzu weiche weibliche Seelen, denen ich im Stillen dieses Blatt weihe, was sollen euch in späteren Jahren die Gefühle zärtlicher Art, die nur der Antheil blühender Jugend seyn dürfen, ihr einsamen Wesen, denen ein strenges Schicksal vielleicht die Freuden der Gattinn und Mutter versagt hat, und die ihr nun im unbefriedigten Busen die Sehnsucht und die Empfindungen schönerer Tage frisch und unbeantwortet bewahret? Kalt und unempfindlich leben die, die mit euch jung waren, neben euch, und achtlos geht das später entblühte Geschlecht an euch vorüber. — Darum

schließet, o schließet sorgfältig das Heiligthum eurer Herzen, daß der Spötter seine glühende Tiefe nicht sehe! Ergebet euch keinem triegerischen Scheine von Annäherung und Anhänglichkeit, dem es sicher an Bestande fehlen muß! Überzeuget euch, daß euer Winter naht, richtet den Blick auf ernstere Gegenstände, lernet, was dem menschlichen, dem weiblichen Herzen am schwersten fällt, eure Gefühle in euch zurück drängen, und suchet in nützlicher Wirksamkeit für Andere eine Haltung des Lebens, die euch, wo nicht Freude, doch Zufriedenheit und Gefühl des inneren Werthes gibt!

XXIX.

Die Knospen im Herbste.

Nun sind alle Freuden des Gartens verschwunden. Entblättert stehen die Gesträuche, verödet die Beeten; der Obstgarten, seiner Schätze beraubt, streckt die blätterlosen Äste in die trübe Novemberluft empor. Nur einzeln blüht noch hier und dort das purpurfarbene Chrysanthemum, und der goldene Helianthus strahlt mit seinen flammenden Sternen durch den Nebelflor. Wie still ist Alles um mich her! Alles deutet auf Abschied, auf Ruhe nach den geschäftigen Freuden des Sommers. Dort hüllt der Gärtner das weiche Kind milderer Zonen, den Feigenbaum, in schützende Hüllen, hier liegt Jasmin und Clematis unter Laubdecken vor dem Froste gesichert; erschöpft und müde erwartet die Natur die Ankunft des Winters und

den tiefen eisernen Schlaf. Aber mitten unter diesen düstern Umgebungen wandle ich fröhlich umher, und besehe, indeß die Freuden dieses Jahres zu Grabe gehen, die Hoffnungen des künftigen, hier die glühendrothen Knospen des gestriemten Ahorns, dort die grünen Spitzen des frühen Flieders, und dann hier an den Fruchtbäumen diese runden vollen Knöpfchen, die gedrängt an den Zweigen stehen, lauter künftige Blüthen, lauter Verheißungen süßer Freuden, die sich am milden Strahle der Frühlingssonne entfalten werden. Wie schön wird dann der Garten wieder seyn! Wie viel liebliche Stunden werden uns im Schatten der neu-belaubten Bäume bey traulichen Gesprächen, bey muntern Spielen verfließen!

Wo ist nun der Winter mit seinen Schrecken? Wo sind die düstern Bilder von Abschied und Tod? Vergessen über den Aussichten kommender Freuden, verschwunden vor den leuchtenden Strahlen der Hoffnung! So mächtig ist ihr Zauber und so wohlthätig weise die Einrichtung der Natur, daß sie, wenn die Wirklichkeit gar nichts mehr zu biethen vermag, uns wenigstens die Knospen künftiger Blüthen zeigt. Nicht allein im Frühlinge des Lebens, wo die

weite Welt den kühnen Blicken offen steht, schwebt die freundliche Hoffnung glänzend vor dem freudigen Blicke; auch in den heißen Tagen des männlichen Alters, auch in trüben Stunden knüpft sie mit geheimen Fäden Lebenslust und Kraft an das wunde Herz, und läßt in ihrem Zauberspiegel dem Greise, vor dem diese Welt in nichtige Schatten zerfließt, die künftige schöner empor steigen, und schmeichelt ihm tröstend mit dem Wiedersehen voran gegangener Lieben.

XXX.

Das Gartenbeet.

Heute sah ich den fleißigen Gärtner ein Beet im Küchengarten umgraben und zubereiten; dann brachte er einen Korb voll junger Kohlpflänzchen, und fing an, sie in zierlicher Ordnung in die aufgelockerte Erde zu setzen. »Aber die Pflanzen können ja dieses Jahr nicht mehr wachsen,« sagte ich: »Der Herbst ist nahe, die Tage werden immer kürzer, und die Sonne hat keine Kraft mehr.« »Sie sollen auch heuer nicht mehr zur Reife kommen,« erwiederte er: »Jetzt werden sie gepflanzt, und dann, wenn sie Wurzel fassen und zu sprießen anfangen, fällt ein günstiger Schnee und bedeckt sie mit einer wärmenden Hülle. Unter dieser Decke wachsen meine Pflänzchen sicher fort, bis die Natur erwacht, und der junge Frühling Alles zu neuem

Leben ruft. Dann stehen sie schon als schöne vollendete Stauden da, während rings umher noch kaum das Gras seine jungen Spitzen aus der Erde hervor drängen kann, und man pflückt ihre zarten ersten Blätter ab, eine gesunde, angenehme Speise.«

Glaubst du nicht, Freundinn, daß der Gärtner weise gehandelt hat, als er für den künftigen Frühling sorgte? Und sollen wir ihm in einer gewissen Rücksicht nicht nachahmen? Auch uns droht ein Winter, auf den ein besserer Lenz folgt, ein Schlummer im Schooße der Erde, aus dem ein schöneres Morgenroth uns weckt. Laß uns für dieß Erwachen sorgen! Es sey so schön, so beglückend, als es für einen Bewohner unseres Sternes seyn kann! Durch stille Tugenden, durch vielseitige Ausbildung unseres Geistes, durch strenge Erfüllung jeder Pflicht wollen wir uns einer höheren Seligkeit werth machen; wir wollen so gut zu werden streben, als wir können, wenn wir hier gleich keinen, unserem Bestreben angemessenen, Lohn finden, und das, was wir säen, hiernieden nicht zur Reife kommt. Unsere Erde ist nur die Wiege des menschlichen Geistes. Wenn unsere Hülle im stillen Grabe verweset, dann erwacht er zu

einem besseren Daseyn, und seine Tugenden folgen ihm nach; sie erheben ihn auf eine höhere Stufe von Erkenntniß und Seligkeit, und machen ihn eines Glückes fähig, das in gleichem Verhältniß immerfort wächst und steigt. Wenn zahllose Geister, kaum den Fesseln der Sinnlichkeit und der niederdrückenden Macht der Leidenschaft entronnen, mühsam aufwärts klimmen, schwinget die reinere schönere Seele sich freudig empor, und eilt durch die gränzenlose Ewigkeit mit ihren Vorzügen fort.

XXXI.

Der Herbstwind.

Der rauhe Herbstwind sauset in den Bäumen, schüttelt ihr leicht fallendes Laub auf die Erde, und fährt schneidend über die Wiese hin, die keine Blume mehr ziert. Mit schnellen Schritten entfernen wir uns aus dem kalten Schatten, und suchen die freyen Plätze, wo die niedrige Sonne am hohen Mittage nur laue Strahlen wirft, und wärmen uns mit Wollust in dem milden Schimmer. O, wie so verändert ist die Scene! Vor wenigen Wochen flohen wir die offene Sonne, weil ihre sengenden Strahlen uns ermattend drückten, und suchten emsig die Kühlung grüner Dunkelheit und die Labung der Quelle im innersten Heiligthume des Hains. Da segneten wir seufzend das Lüftchen, das selten genug durch das stille Laub flisterte, und harrten schmachtend der Erquickung des zögernden Abends. Bald, bald wird der schiefere Sonnen-

strahl noch matter, der Herbstwind noch schneidender werden. Dann entblättert er den Wald und fesselt den Bach, der jetzt noch durch die Wiesen rauscht; dann wird selbst die rauhe Luft, die uns so empfindlich scheint, noch erträglich seyn, und, wenn Schnee die Gefilde bedeckt, ein Tag, wie der heutige, noch milde und wohlthätig genannt werden.

Und dennoch erträgt der Mensch diese großen Abwechselungen ohne Schaden für sein Wohl; er lebt gesund und vergnügt, wenn vor dem eisigen Hauche des Winters alles Leben in der Natur erstarrt, wie wenn der Sirius die lechzenden Gefilde sengt, und segnet eben so freudig den seltenen Sonnenblick, der die dunkeln Decembertage erheitert, wie die Gewitterwolke, die im Sommer Kühlung auf die heiße Flur träufelt. Still und allmählich gewöhnt sich die Empfindung an die verschiedensten Eindrücke, und lernet das als Wohlthat schätzen, was ihr einst unerträglich schien.

O Macht der Gewohnheit und der Zeit, wie wohlthätig ist deine stille Gewalt für den Menschen, den Natur und Schicksal so vielen Veränderungen hülflos bloßstellten! Mit sanfter Hand lüftest du die eisernen Bande des Unglücklichen,

die ihn im ersten Augenblicke wund zu drücken drohten; ihr Druck wird endlich unfühlbar und ihr Verlust zuletzt empfindlich. Du lehrst uns das, was uns einst unentbehrlich schien, als überflüßig betrachten, du kehrest von dem bittersten Schicksale noch eine gute Seite uns zu, und unter deinen leisen Tritten keimen selbst in Wüsten Blumen hervor.

Jetzt in diesen Tagen allgemeiner Zerstörung und Trauer, wo so mancher Glückliche, von seiner Höhe gestürzt, kaum seinen ehemahligen Dienern an Wohlstand gleicht, lehrest du ihn, sich an Armuth und Dunkelheit gewöhnen. Nach und nach vergißt er seiner vorigen Herrlichkeit, nimmt, von dir unterwiesen, aus der Hand eines spärlichen Glückes dankbar kleine Freuden an, die er wohl einst verschmäht hätte, und nennt einen Zustand Überfluß, den er einst als bitteren Mangel gefürchtet haben würde.

O, wie väterlich hat die Vorsicht auch hierin für die armen Sterblichen gesorgt, indem sie in Zeit und Gewohnheit die mächtigsten und unausbleiblichsten Tröstungen, denen kein Schmerz, wie tief, wie lieb er immer seyn mag, widerstehen kann, legte, und so das Menschenherz, selbst wider seinen Willen, zum Glücke zurück führet!

XXXII.

Der bewachsene Stein.

An meinen Gemahl.

Sieh, Geliebter, diesen bewachsenen Fleck Erde am Ufer des Baches, wie schön er im Sonnenglanze spielt! Noch vor wenig Jahren war es ein kahler Stein, ohne Gräschen, ohne Moos, ja sogar ohne Erde, worin die Wurzeln hätten haften können. Aber der Bach hatte einst im Frühlinge seine Gestade übertreten, und als er sich wieder zurück zog, blieb düngender Schlamm auf dem Steine liegen. Bald entwickelten sich Pflanzenkeime in der zarten Bekleidung; aber ohne genugsamen Boden zum Wachsen welkten sie bald am Sonnenstrahle dahin, und ihre verfaulten Körperchen mehrten die fruchtbare Erde, so daß die zweyten Pflanzen schon stärkere Wurzeln fassen konnten.

Auch sie verdorreten endlich. Ein stärkeres Geschlecht größerer Kräuter fand Erde genug, um fortzukommen; und so bekleidete sich endlich der nackte Stein. Aber Kräuter und Gräser müssen verwelken, neue Geschlechter entstehen und wieder zu Grunde gehen, bis in genug tiefer und fruchtbarer Erde die Zierde des Pflanzenreichs, der schattige Baum, erwachsen kann.

Wenn hier ein düsterer Philosoph in den Begebenheiten unserer Zeit nur eine Wiederhohlung der Vergangenheit sieht, wenn er zu bemerken glaubt, daß Alles langsam bis zu einer gewissen Stufe empor steigt, und dann wieder zusammen stürzt, damit sich aus den Trümmern dieselben Auftritte bilden können ohne Fortgang, ohne Vervollkommnung des Ganzen, wenn dort ein Menschenfreund über das Loos seiner Brüder weint, die millionenweise in physischen und moralischen Revolutionen unbemerkt und unberechnet zu Grunde gehen, wenn wir selbst in trüben Stunden bey unerklärbaren Schicksalen, die das häusliche und öffentliche Glück unserer Brüder zerstören, nur eiserne Naturgesetze und keine Spur einer liebenden, waltenden Vorsicht zu bemerken glauben: dann, Geliebter, laß uns an den bewachsenen Stein am

Ufer denken! Laß uns denken, daß das Gesetz, nach welchem sich die Pflanzenwelt vervollkommnet, dasselbe ist, nach welchem die Menschheit auf höhere Stufen der Veredelung empor steigt, und mit frohem dankbarem Gefühl in den Jahrbüchern der Geschichte bemerken, daß unser Brudergeschlecht aus jeder schrecklichen Erschütterung schöner wieder hervor ging! Roms ungeheure Laster unterwarfen das entartete Geschlecht dem Joche unverdorbener Barbaren, deren rohe Tugenden, durch die Lehren des Christenthums veredelt, nie wieder bis zu jenen Gräueln herabsanken. In den finstern Zeiten des Faustrechts entstanden blühende Städte, ein schöner Morgen der Wissenschaften brach endlich nach jener langen Nacht an; und wir müssen gestehen, daß wir auf einer höheren Stufe stehen, als alle verflossenen Jahrhunderte. Aber wie die ersten Pflanzen auf dem Steine verwelken mußten, damit sich immer edlere Keime und zuletzt ein Baum entwickeln konnten, so mußten auch traurige Erschütterungen vorher gehen, um dem Guten die Verhältnisse, unter denen allein es gedeihen konnte, zu bereiten, und das Menschengeschlecht nach tausend Verirrungen für das Geschenk der Vorsicht empfänglich zu machen. Das

Unglück vergangener Zeiten lehrte die künftigen weise seyn, und alle Künste und Kenntnisse, ja selbst die meisten unserer Tugenden sind Kinder der Noth und der Gefahren. So laß uns hoffen, daß es auch künftig seyn werde, und daß die Vorsicht der gequälten Menschheit einen Zustand von Ordnung und Sittlichkeit bestimmt habe, den sie mit allem gegenwärtigen Elende nicht zu theuer erkauft!

XXXIII.

Das Wäldchen.

Nimm mich auf in deine Schatten, hoher schützender Ahornhain! Der Sturmwind brauset durch die Obstbäume des Gartens, die ihm keinen Widerstand zu leisten vermögen, fährt sausend über die Blumenbeeten hin, und schüttelt ihren bunten Staub unbarmherzig auf die Erde. Ein unruhiger Aufenthalt! Gleich unangenehm, wenn die Sonne des Mittags sengende Strahlen verbreitet, vor denen kein Schatten schützt, und wenn ein stürmischer Westwind auf nassen Fittichen durch die Fluren brauset, wo dann kein dichtbelaubter Baum den Wanderer bedeckt. Aber hier, welcher Unterschied! Unter diesem Laubgewölbe herrscht eine grüne Nacht, die kein Sonnenstrahl durchblickt, kein Sturm beunruhigt. Am heißen Mittage findet der Ermüdete hier kühle Schatten und sanft säuselnde Lüfte,

und wenn ein Sturm sich erhebt, wandelt er unbesorgt in den luftigen Säulengängen der Bäume, und fühlt wenig von der Gewalt des Windes, der nur in den höchsten Gipfeln tobt.

So wandelt der wahre Weise still und sicher in der schützenden Verborgenheit eines einfachen anspruchlosen Lebens, das ihn dem täuschenden Schimmer des falschen Glückes entzieht, und, wenn die Stürme des Schicksals drohen, ihn freundlich in seinen Schatten nimmt. Zufrieden mit seinem mäßigen Loose läßt er die sogenannten Glücklichen auf der offenen Straße des Ruhms und des äußeren Schimmers wandeln, wo sie von vielen bemerkt, beynahe von eben so vielen beneidet und getadelt werden, wo sie in dem blendenden Glanze immer ihre Ruhe, oft auch ihre Tugend verlieren, und wenn sich die Stürme des Unglücks erheben, ohne Schutz und Rettung auf dem offenen Pfade irren, indeß ihn seine glückliche Verborgenheit allen diesen Unfällen entzieht.

XXXIV.

Der Garten im November.

Komm in den Garten, Freundinn! Sieh, auch die winterliche Gegend ist schön, und es fehlt der schlummernden Natur nicht an eigenen Reizen. Zwar schmückt kein Gras, keine Blume mehr den Boden, die Quelle rauscht nicht mehr durch's Gebüsch, und kein kühlender Zephyr wühlt in dichtbelaubten Ästen. Aber dennoch grünen hier und dort ein zitterndes Moosfäserchen oder die immer frischen Mistelbüsche, die an den Zweigen der Eiche schwanken. Die blätterlosen Bäume strecken ihre kahlen Arme in die dunkelblaue Luft empor, und entziehen uns den Anblick des Himmels nicht mehr und der silbernen Wölkchen, die durch den reinen Äther segeln. Ungehindert dringt der erquickende Strahl der Wintersonne durch die kleinsten Zwischenräume; und durch die Büsche, die sonst dem forschenden

Blicke wehrten, erblickt man jetzt die geschlungenen Pfade, die sich in angenehmer Regellosigkeit durch das Wäldchen winden, dort die Brücke und die Urne im Schooße des Thals, hier die einsame Hütte und den Fels, aus dem sonst die Quelle sprudelt, und wie der schmale Pfad, ein gemeinsames Band, von einem zum andern läuft, und alle freundschaftlich verbindet. Deutlich liegt das alles vor unseren Augen, man könnte den Plan aufzeichnen; und dieß ungewohnte klare Beschauen gewährt ein besonderes Vergnügen.

Möchte die gütige Vorsicht, o meine Geliebte, einst unser Alter dieser Wintergegend gleichen lassen! Wenn der Sonnenstrahl der Jugend verglühet hat, und nur seltne Schimmer unsere Tage erhellen, wenn Zeit und Erfahrung die meisten Blumen unserer Freuden abgestreift haben, kein heißes Gefühl mehr unser Herz rasch bewegt, keine glühende Leidenschaft die Keime unseres Geistes entwickelt und reift, und selbst die süße Gefährtinn unserer einsamen Stunden, die liebliche Schöpferinn Phantasie, allmählich den Fittich senkt, auch dann noch können wir glücklich seyn, wenn wir nur des Glückes empfänglich bleiben. Manche Freude blühet noch

im Alter, und manche frohe Empfindung belebt noch das Herz des Greisen. Wenn kein rasches Gefühl uns mehr beseligt, so raubt es uns auch unsere bessere Besinnung nicht mehr; und mit der belebenden Wärme der Leidenschaften sind auch ihre Stürme verschwunden, die oft jugendliche Gemüther empören, und die Vernunft verdunkeln. Kein Leichtsinn, keine Unachtsamkeit reißt uns unwillkürlich zum Bösen hin. Der reine erquickende Strahl der Vernunft dringt ungehindert in jede Tiefe unserer Seele, erhellt jedes Verhältniß, klärt jede dunkle Vorstellung auf. Dann liegt offen und klar der Gang unserer Schicksale, die Begebenheiten unserer jugendlichen Tage vor uns — und o wie ganz verschieden wird uns manches Ereigniß dann erscheinen! Wir werden sehen, wie eines zum andern führte, eines um des anderen willen geschehen mußte, wie manches, das wir einst beseufzten, später hin zu Segen und Wohlthat ward, und die Vorsicht dankbar für ihre Führung preisen, deren klares Anschauen unseren beruhigten Seelen unaussprechliches Vergnügen gewährt.

XXXV.

Der entblätterte Baum.

An meinen Bruder.

Da flattern die welken Blätter von den Bäumen herab; nur selten zittert noch eins an den äußersten Spitzen der Zweige, und das Auge blickt ungehindert durch die kahlen Äste zum trüben Herbsthimmel empor. Welche Veränderung! Wo sind die dunkelen prächtigen Laubgewölbe, die leichten Schatten, die der Sonnenstrahl, tausendfach ändernd, auf den Rasenteppich streute, die schönen glänzenden Blätter, die mir so oft Erquickung zusäuselten? Manche riß schon im Sommer ein Gewittersturm noch frisch und grünend vom mütterlichen Zweige, manche, die sich mit einander entfalteten und mit einander wuchsen, trennte eine pflückende Hand; die meisten wehte der kalte Herbsthauch herab, und

nur wenige bleiben einsam von allen denen übrig, die einst mit ihnen grünten, und erwarten den Windstoß, der sie mit ihren Gefährten vereinigen wird. Wozu hat wohl die Natur jeden Frühling eine so unzählbare Menge von Blättern hervor gebracht? Wozu nährte sie sie mit den reichen Säften des Baumes? Ist es ihre ganze Bestimmung, ihr edelster Zweck, sich zu entfalten, früh oder spät zu welken, und dann die fruchtbare Erde am Fuße des Baumes zu mehren, bis im künftigen Frühling ein neues Geschlecht dieselbe Periode durchläuft und eben so zu Grunde geht? Nein, die Blätter sind zu etwas Besserem bestimmt; aber nicht sie selbst, nur der Baum und seine Erhaltung sind der Zweck ihres Daseyns. Er dauert fort, wenn auch jeden Herbst Myriaden Blätter verwelken. Um seinetwillen sind sie aus den Zweigen geboren worden; sie halten die Sonnengluth von seinem Stamme ab, saugen bey Tage die Luft, am Abende den wohlthätigen Thau ein, schützen die werdenden Früchte vor Regen, Hitze und Sturm, und erfüllen, wie spät oder bald sie welken, ihre Bestimmung, wenn sie das Wohl des Baumes befördern.

Rufe, geliebter Bruder, dir dieses Bild zurück, wenn bey eigenem oder fremdem Unglücke die stolze Hoffnung, die manche Philosophen uns machen, daß Glückseligkeit der Zweck unseres Daseyns sey, mit den Einrichtungen in der physischen und moralischen Welt so offenbar zu streiten scheinet! Hier verschlingt ein Erdbeben thürmende Städte mit allen Tausenden ihrer Bewohner, dort bluten und fallen ungezählte Scharen im Getümmel der Feldschlacht, mitten in die Kreise glücklicher Familien greift die kalte Hand des Todes und hohlt ihr Opfer aus den umschlingenden Armen und von den klopfenden Herzen der armen Verlassenen; Verhältnisse oder gebietherische Pflichten trennen zwey Seelen, die sich einander Alles und ohne einander Nichts sind — und um alles dieses Jammers, um aller Thränen und Seufzer willen stockt dennoch kein Rad an der großen Maschine, alles geht ungerührt und unaufhaltsam seinen Gang fort, und das blutende Herz muß selbst mitwirken und treiben helfen, wenn es keine unnütze Last der Gesellschaft seyn will. Was kann den Unglücklichen wohl besser beruhigen, als der schmerzliche aber große Gedanke, daß des Einzelnen Glück nicht seine Bestimmung sey, daß

auch wir uns entfalten, grünen und welken, wie die Blätter am Baume, und nur die Menschheit, ihr Wohl, ihre Vervollkommnung der eigentliche Zweck unseres Daseyns sind. Sie besteht, sie schreitet fort, wenn gleich Generation auf Generation vergeht; und unsere Bestimmung ist erfüllt, wenn wir unser beschiedenes Theil zum Wohl des Ganzen beygetragen haben. Mögen wir dann früh oder spät welken, wir haben lange gelebt, wenn wir nützlich gelebt haben! Und in einer besseren Welt wird sich unsern geöffneten Augen das schöne Ziel in reinem Glanze zeigen, das die Vorsicht unseren Bemühungen hiernieden anwies, und unsere Tugenden erreicht haben.

XXXVI.

Das Treibhaus.

Des Winters tiefer Schnee ist geschmolzen, der Strom hat seinen Eispanzer gesprengt, und eilt entfesselt durch das aufgethaute Gefilde. Die Sonne strahlt freundlich vom entwölkten Himmel, und lockt uns in's Freye, wo die Luft nicht mehr unsere Wangen verwundet, sondern mit milderem Wehen in uns Vorgefühle des Frühlings weckt.

Komm in den Garten mit mir, meine Freundinn! Noch grünt zwar kein Laub an den winterlichen Büschen, noch schwillt keine Knospe, nur hier und dort drängt sich eine frische Grasspitze durch die welken Blätter, die noch seit dem vergangenen Herbste den Boden bedecken. Die freye Natur biethet uns nur Erwartungen. Laß uns in das Gewächshaus gehen,

wo in milder Wärme uns angenehmes Grün und manche Blume entgegen lachen!

Da stehen sie umher auf den Geländern, klug vertheilt nach ihrem kleinern oder größern Bedürfniß an Wärme, bald, mehr der Einwirkung der äußern Luft bloß gestellt, dort an den Fenstern, bald näher hier der treibenden Ofenhitze. Hierher dringt kein Sturm, fällt keine Schneeflocke, friert kein Tropfen zum schädlichen Reife. Der Gärtner bewacht seine Lieblinge mit sorglicher Treue. Er mißt ihnen Licht, Wärme und Luft nach verständiger Regel zu, er spendet ihnen Thau und Regen aus seiner Gießkanne oder durch den feinen Strahl der Wasserspritze, er befreyt sie von Insecten, er reinigt ihre zarten Blätter vom entstellenden Staube.

Und dennoch, trotz dieser sorglichen Pflege, sieht keine dieser Pflanzen, wenn sie im Frühling in die Luft gestellt werden, so kräftig, so gesund aus als jene, die den Winter durch mit Stürmen um ihre Existenz kämpfen mußten, keine ihrer Blumen prangt mit so glühenden Farben, als jene, die des Frühlings Hauch freywillig am Strauche aufschließt, keine Frucht hat den gewürzreichen Geschmack derjenigen,

welche die freye Sonne des Sommers im unverwehrten Luftstrome zeitigt.

Ja, wenn eine Treibhauspflanze Kraft gewinnen, wenn sie gesund und vollkommen werden soll, muß der Gärtner sie aus dem Topfe in die Erde setzen, daß die Wurzel sich nach allen Richtungen ausbreite, daß der Stamm sich ungehindert erhebe und dem Sturme widerstehe, der ihn schüttelnd kräftiger macht. Mag auch die Mittagssonne zuweilen ihre Blätter sengen; des Abends freyer Thau, des Sommerregens milde Feuchtigkeit erquicken sie wieder, und sie wird, wozu die Natur sie bestimmte.

Mir bringt so ein Treibhaus immer einen trüben Gedanken vor die Seele. Ich sehe im Geiste so manche unserer pädagogischen Anstalten, so manche Hauserziehung vor mir! Nicht wozu die Natur das einzelne Kind — ja den Menschen überhaupt bestimmte, soll er werden, nein, was der Lehrer oder Erzieher aus ihm zu schnitzeln sich vorgesetzt hat. Damit nun kein unrechtes Wort, kein fremdartiger Eindruck dieß große Werk störe, müssen die Kinder von dem Umgange, von dem Anschauen der Welt, wie sie ist, ausgeschlossen werden, und Gegenwart und Vergangenheit dürfen sich ihnen nur unter be-

stimmten Formen nähern. Jeder Gedanke wird planmäßig in die junge Seele gelegt, um ihn zu seiner Zeit wieder hervor hohlen zu können. Sie müssen anschauen, denken, ja fühlen lernen, wie es im Systeme des Erziehers steht, und damit kein unwillkommener Begriff sich in ihnen entwickele, muß man ihnen die Gegenstände geschwinde von der Seite zukehren, von der man wünscht, daß sie sie betrachten sollten, man muß jedes Buch mit ihnen lesen, jedes Spiel mit ihnen spielen, und sie ja keinen Augenblick sich und ihrer freyen Geistesthätigkeit überlassen. Alles sollen sie kennen, von allem ein wenig verstehen, über alles zu plaudern wissen. Darum naht sich ihnen die Wissenschaft im Flügelkleide, das Spielzeug in der Hand, und flößt ihnen unter Tändeln und Scherzen eine kurze Übersicht ihrer Lehren ein. Die Religionsgefühle führt man klüglich auf Verstandesbegriffe zurück, und läutert und sichtet so lange, bis man das Ganze auf einen kleinen kühlen Rest von bequemer Moral herab gebracht hat. Die großen Gestalten der Vorwelt dürfen nicht in ihrer grellen Eigenthümlichkeit vor ihnen erscheinen. Sokrates und Cato, Attila und Cäsar müssen denken und sprechen, wie etwa so ein Pro-

fessor oder Hofmeister an ihrer Stelle gethan haben würde; und wenn nun alles Große, Würdige und Heilige in verkleinerten Maßstab gebracht und den jungen Seelen zu genießen gegeben worden ist, dann werden die flachen, charakterlosen, encyclopädischen Menschen daraus, wie unser Jahrhundert sie zu seinem Verderben überall aufzuweisen hat.

Glaube nicht, daß ich den Werth einer guten Erziehung verkenne! Sie ist die größte Wohlthat, die ein denkendes Wesen dem andern erweisen kann. Aber die freye Thätigkeit der Seele, die Entwickelung der Eigenthümlichkeit in der jungen Brust soll geehrt werden, und das Kind das werden, wozu es seine Anlagen, seine Kräfte bestimmten. Die Wirklichkeit soll es erziehen; es soll sich anstrengen, an die ernste Nothwendigkeit und etwas Höheres glauben lernen, als seine Spielstube ist. Dann, wenn es älter geworden, dann trete die Wissenschaft mit allen ihren tiefsinnigen Attributen, die Religion in ihrer heiligen Unbegreiflichkeit vor dasselbe, und aus der Geschichte spreche die Kraft des Menschen, das ewige Gesetz der Vorsicht, die vergeltende Nemesis, wie sie wirklich sind, an sein Herz.

Freylich wird dann kein Schmeichler das frühe Wunder anstaunen; aber in spätern Jahren wird das vollendete Gemüth seine Kraft im Kampfe mit dem Schicksale bewähren, und mit Dank gegen die Leiter seiner Jugend fühlen, was es in diesem Kampfe vermag.

XXXVII.

Der Winterabend.

Der trübe, traurige Tag neigt sich zu Ende. Dort hinter jenen Gebirgen, deren umflorte Gipfel sich nicht vom nebeligen Himmel unterscheiden, verschwand die Sonne nach einem kurzen Laufe. Nur wenige Stunden hatte sie in freundlicher Klarheit gestrahlt und wohlthätig die schneidende Luft erwärmt, als auf die niedrige Höhe des Wintermittags neidische Nebel herauf zogen, und sie in ihren düstern Schooß versank. Wann werden wir sie wieder sehen? Wann werden ihre milden Strahlen die traurigen Stunden erheitern, und in der gern getäuschten Seele eine schwache Erinnerung des Sommers hervor rufen? Ohne Spur ist sie verschwunden, nicht einmahl ein röthlicher Duft unterbricht das einförmige Grau, und zeigt uns die Stelle

ihres Scheidens. Die Nacht kommt schnell mit ihren Cimerischen Finsternissen, und herrscht in ununterbrochener Stille die langen Stunden durch. Dann erwacht spät und zögernd ein zweifelhafter Morgenschimmer; aber sie selbst, die geliebte Sonne, erheitert erst lange darnach, vielleicht gar nicht, den finstern Decembertag.

Wie so ganz anders war es in den schönen Zeiten des Frühlings, wo die Sonne den ganzen Tag ungetrübt am Himmel thronte, und jedes Geschöpf sich in ihren belebenden Strahlen freute! Die Gewitterwolke, die uns ihren Anblick auf kurze Zeit 'entzog, wich bald ihrem allmächtigen Strahl, und die sanfte Kühle, die kurze Dunkelheit machte ihr schönes Licht, wenn es wieder siegend aus den Wolken hervor brach, doppelt angenehm. Wenn sie dann spät am Abend in brennendes Gold und Purpur versank, und glühende Wolken den abendlichen Himmel erleuchteten, dann feyerte die stille Natur ehrfurchtsvoll ihren Abschied. Nie wich ihr erfreuliches Licht ganz von dem verdunkelten Erdkreise; selbst wenn die Mitternacht mit allen ihren Sternen am Himmel herrschte, schimmerte noch ein heller Streif am westlichen Gebirge, ein süßes Unterpfand von der Nähe des strahlenden Ge-

stirns, eine stille Versicherung des nahen Wiedersehens. Bald fing es im Ost an zu dämmern; der Morgenstern funkelte hell in weißlichem Schimmer, und es erhob sich die Königinn des Tages schöner und leuchtender aus dem dunkeln Schooße des Meeres.

So herrscht im Frühlinge der Jahre die Freude ungestört und allmächtig in unseren Gemüthern. Unbekannt mit tausend Übeln, unbekümmert um die nächste Stunde, unumstrickt von den mannigfaltigen Verhältnissen des Lebens, schwebt das junge Geschöpf immer frey, immer glücklich in der belebenden Heitre. Wenn auch zuweilen ein kleiner Unfall oder eine heftigere Leidenschaft den klaren Himmel des leicht bewegten Herzens trübt, so weicht die düstere Wolke bald der siegenden Gewalt der Freude, die schöner wieder in die beruhigte Seele zurück kehrt. Nie verschwindet sie ganz aus dem jugendlichem Gemüthe. Wenn ihr strahlender Schimmer auf eine Zeit lang sich verbirgt, so bleibt die tröstende Hoffnung zurück; selbst der Schmerz wird zur süßen Wehmuth, und bald, wie die Frühlingssonne nach kurzen Nächten, erhebt sich die Freude im Rosengewölk.

Aber nicht so in späteren Jahren. Immer früher geht die Sonne unter, immer später wacht sie auf. Lang sind die Zwischenräume, die dann unsere frohen Augenblicke trennen. Die Stürme, die sich in dem ernsteren Gemüthe erheben, weichen nicht mehr so leicht dem Eindrucke der Fröhlichkeit, und immer schwächer, immer ohnmächtiger kämpft der sinkende Frohsinn gegen die wachsenden Unfälle und Leiden. Jede trübe Stunde läßt eine dunkle Spur in der schwer vergessenden Seele, und mancher Tag vergeht, ohne daß wir einen beseligenden Strahl der Freude gesehen hätten. Spät im Alter erhellt ihr Sonnenschimmer nur sparsam die trüben Tage; sie erscheint selten, und verweilt nur Augenblicke, bis sie uns endlich in einer besseren Welt wieder aufgeht, um nie wieder zu verschwinden.

XXXVIII.

Die Morgenstunde.

Hier unter dieses hohe Laubgewölbe wollen wir uns setzen, meine Liebe, hier, wo die Morgensonne durch die Blätter funkelt, und tausend rege Mücken in ihrem Strahle tanzen! Welche Bewegung, welches Leben rings umher! Hier schlüpfen die Vögel durch's junge Laub, und scherzen und jagen sich in den grünen Irrgängen; von weiten her tönen die Glocken des friedlichen Dorfes, die Schellen der Herde, das Gebell der wachsamen Hunde. Hier rauscht es im Grase von den tausenderley Käfern und Fliegen, die es in unendlich mannigfaltigen Gestalten bewohnen, dort wimmelt in der furchigen Rinde des Apfelbaums eine Schar behaarter Räupchen, die so eben den Eyern entschlüpft sind, und o! wer kennt, wer sieht die Welten von belebten

Geschöpfen, die ein Wassertropfe faßt, ein Fußtritt des unachtsamen Menschen zerstört, diese unendlich kleinen Wesen, dennoch mit allen zum frohen Lebensgenusse nöthigen Werkzeugen versehen? So weit das Auge, das Ohr des Menschen reichen, ist nicht der kleinste Raum unbewohnt. Alles regt, Alles bewegt sich, lauter Leben rings umher, von der ersten dunkeln Entwickelung des Gefühls in der Sinnpflanze oder dem Polypen, durch eine ununterbrochene Wesenleiter, bis zu der erhabenen Stufe, die der vernünftige Mensch einnimmt.

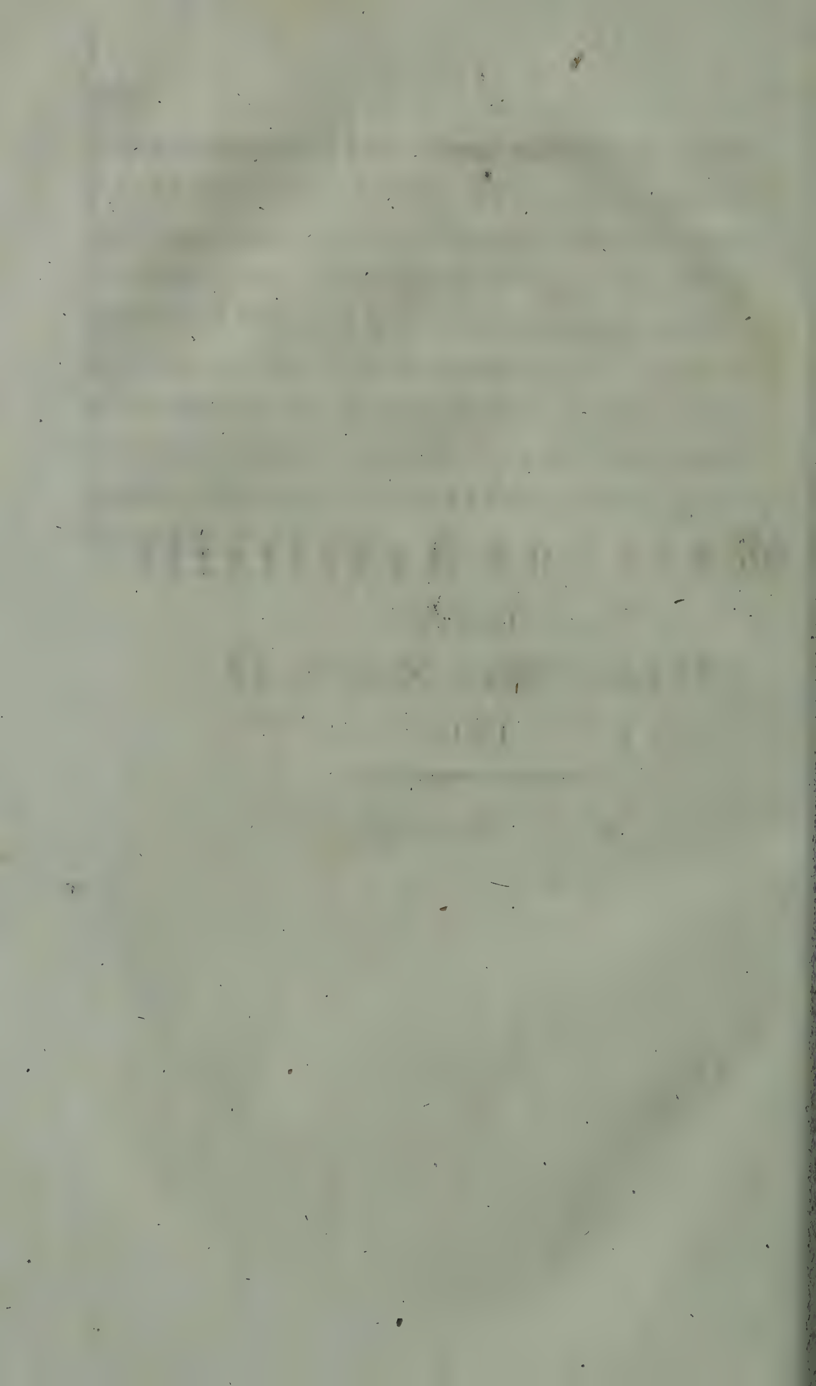
Und glaubst du wohl, daß diese Leiter hier ein Ende hat, die wunderbare Kette hier reisset, und keine stufenweise fortschreitenden Wesen den unendlichen Raum zwischen dem Menschen und dem Schöpfer ausfüllen? Weiche nicht von mir, tröstender Gedanke, der mich oft in einsamen Stunden der Weihe besucht, Gedanke von dem Daseyn und der Nähe erhabnerer Wesen, als ich bin! Das Gesetz der Stätigkeit, das der aufmerksame Forscher überall aufzufinden strebt, das wie ein leitender Faden durch's Labyrinth der Natur von Wesen zu Wesen, von Art zu Art, von Gattung zu Gattung führt, und ihm überall die Spuren der waltenden Gottheit zeigt,

dieses Gesetz heißt mich glauben, daß höhere Wesen um mich sind, wenn gleich mein Auge sie nicht sehen kann. Die Vernunft läßt mich auf ihre Anwesenheit schließen, und ein inneres Gefühl bestätiget sie mir. Von der Seele des Menschen gehen die Glieder der großen Kette fort, unendlich verschieden an Reinheit und Vollkommenheit, an Wirkungskreisen und Pflichten, die ihr Schöpfer ihnen angewiesen hat, vermuthlich auch unendlich verschieden an der Art der Hüllen, die sie umgeben, bis sie immer reiner und geistiger sich dem Urquell aller Vollkommenheit nahen, so weit Geschaffene ihm nahen können. Sie sind um uns, sie bewohnen die Räume, die unsern blöden Augen leer zu seyn scheinen; ungehindert von irdischen Banden, liest ihr Geist vielleicht unmittelbar in unsern Seelen, sie kennen vielleicht jeden unserer Gedanken, jede Empfindung, jede leise Regung des Herzens. Erhebende Vermuthung! Schönes, beseligendes Gefühl! Laß es uns, meine Freundinn, immer zur strengsten Selbstbeobachtung begeistern! Unschuldig und tadellos sey unser Wandel vor diesen unsichtbaren Zeugen; der Gedanke an ihre Gegenwart verlasse uns nie, und wache mit ernster Strenge über jede unserer

Empfindungen. Dann, wenn das stille Herz uns das Zeugniß gibt, daß wir ihrer nicht unwürdig sind, dann wird in einsamen Stunden, wenn die Seele, von sinnlichen Eindrücken ungestört, sich ihrer selbst und ihrer Empfindungen lebhafter bewußt ist, der Gedanke an den Beyfall der unsichtbaren Zeugen unsere frommen Bemühungen lohnen, und uns mit heiliger Freude fühlen lassen, daß wir in der Gegenwart erhabener Wesen wandeln.

Über
Mode und Koketterie
in der
dramatischen Dichtkunst.

1817.



Es ist seltsam und in Vergleich mit dem unwandelbaren, allen alten Sitten seit Jahrtausenden treuen Orient sehr auffallend, welchen Einfluß, ja welche Herrschaft die Mode im Abendlande nicht nur über die ihrem Scepter eigentlich unterworfenen Gegenstände, als Kleidung, Hausgeräthe u. s. w., sondern auch über das Gebieth des menschlichen Wissens, Denkens und Empfindens, über Kunstgeschmack, ja über das Heiligste und Höchste, was der Mensch kennt, über Religion und Glauben übt. Wir haben Moden in der Philosophie erlebt, die sich einander so schnell, als die Moden in der Kleidertracht folgten; die Natur in den Gärten muß sich der Mode fügen, Kastanienalleen und Eibenpyramiden haben Platanen und Acacien

Platz gemacht; es ist jetzt Mode, religiös zu seyn, wie es vor fünf und zwanzig oder dreyßig Jahren Mode war, über Alles zu lachen, was der kindliche Glaube umfaßte, und Alles zu verwerfen, was sich nicht mit geometrischer Strenge erweisen ließ, und auch die Deutschheit und Liebe zu den Gebräuchen und Sitten des Mittelalters ist bey den Meisten nichts als Mode.

Fern sey es von mir, jenes bessere Gefühl in manchen Seelen zu verkennen, die sich, verletzt und geängstet, aus dem kalten Gebiethe des Verstandes mit frommer Sehnsucht zu dem ewigen Quell des Lichts und der Liebe flüchten, ihren Gott mit reinem Herzen suchen und auch gewiß finden, oder jene starken, einfachen Gemüther zu tadeln, die von der Oberflächlichkeit, Gewinnsucht und Überbildung des Zeitalters angeekelt, in jenen einfachen Verhältnissen, jener harmonischen Entwickelung der Kräfte, den keuschern Sitten, dem christlichen Sinn des Mittelalters ein Paradies sehen, aus welchem der fortschreitende Zeitgeist uns ohne Rückkehr vertrieben hat. Bey solchen ist diese neue Ansicht Seelenzustand, nicht Mode; aber sie sind selten, und es ist hier nur von dem großen

Haufen die Rede, der in den herrschenden Ton einstimmt, nicht, weil ihm es so um's Herz ist, sondern weil er Klügere, oder für klüger Gehaltene so sprechen hört.

So wie aber die Mode über Alles, was zu den Äußerlichkeiten des Lebens gehört, von Paris aus ihren unausweichlichen Scepter schwingt, so scheint sie im deutschen Vaterlande recht in's innerste Heiligthum des Geistes und Herzens zu dringen, und jenes ihr sonst unzugangbare Gebieth unter ihre Bothmäßigkeit zu ziehen. In Frankreich z. B. ist, was die Literatur und den Geschmack in derselben betrifft, die Gränze streng und fest von den Gelehrten der Nation in stillschweigender Übereinkunft gezogen worden, und nur, was aus jener goldnen Periode ihrer Literatur stammt, oder, in neuerer Zeit erzeugt, vollkommen jenes Gepräge trägt, wird von ihnen als classisch anerkannt. Es ist viel für und wider diese scharfe Begränzung und Einmarkung des menschlichen Geistes gesagt worden, und während die Einen eine Hemmung der Fortschritte der Cultur darin sehen, preisen Andere eine Nation glücklich, die durch feste Geschmacksregeln gebildet, nur am wahrhaft Schönen Wohlgefallen findet und vor den wun-

derlichen Abweichungen und Ausschweifungen bewahrt wird, die bey uns so oft vom rechten Pfade ab leiten, und deren Entstehungsperioden nach dem Ton und der Tendenz, die in ihnen herrscht, sich leicht und genau nachweisen lassen.

Am stärksten werden diese Veränderungen im Gebiethe der schönen Literatur gefühlt. Dort bewegen sich die Geister am leichtesten und auffallendsten. So nehmen sie auch das Wohlgefällige mit schneller Auffassung an, verweben es in ihre eigenen neuen Producte, und strömen es der Welt in einer Sündfluth von Gedichten, Romanen und Schauspielen zu.

Dieser letzteren, der dramatischen Dichtung, ist die schnellste und allgemein sichtbarste Wirkung eigen; darum springen auch die Veränderungen in ihren Gesetzen oder Bestrebungen am meisten in die Augen. Jedermann, der mit unpartheyischem Sinne die Geschichte des Theaters in den letzten dreyßig bis vierzig Jahren durchgeht, wird bemerken, wie Stoff, Zweck und Behandlung des Schauspiels seit dieser Zeit so oft gewechselt und von der Farbe des Zeitgeschmacks so viel an sich gezogen habe, daß man aus dem Gange der dramatischen Dichtkunst ganz vorzüglich den Gang

und die Entwickelung des menschlichen Geistes, in literarischer, poetischer und religiöser Hinsicht studieren könnte.

Auf jene regelmäßigen Stücke, welche, dem französischen Theater nachgebildet, in Alexandrinern und einer etwas steifen Form, reine Sittenlehre und erhabene Gedanken vortrugen, auf jene ganz niedrigen Lustspiele wo Hanswurst und Colombine nur die Jacke, nicht die Gesinnung mit einem Johann und einer Lisette vertauscht hatten, folgten Schröder's und Jünger's Lustspiele, theils Originale, theils nach englischen, französischen oder spanischen Mustern, und bereiteten durch ungesuchte, rührende oder feinkomische Situationen, durch gehaltenere Charaktere, durch Entfernung des Gesindes vom Theater auf die glänzende Periode Iffland's und Kotzebue's vor.

Damahls, im tiefen Frieden, in der Verweichlichung langer Ruhe sanken die Kräfte des Menschen, oder übten sich in spitzfindigen Verstandesspielen an dem, was frühern Weltaltern heilig und unverletzbar gewesen war; zugleich führte jener Vorwitz Eitelkeit und ein rasches Aufstreben aus seinem Stande zu höherer Ordnung mit sich. Ein unruhiger Geist

regte sich in den mittlern und untersten Classen der bürgerlichen Gesellschaft, jeder Druck, den alte Einrichtungen mit sich führten, wurde lebhaft gefühlt und bestritten, und der Mensch schuf sich oft Gespenster, um seine Kraft an ihnen zu üben, weil ihm zu wohl, und kein wirklicher Feind da war.

Diese allgemeine Stimmung wirkte auf die Dichter jener Zeit. Einige schufen die Fabeln ihrer Schauspiele, Romane oder Gedichte nach jenen Ansichten; Andere, die die Gefahr und die Folgen jenes Geistes zu erkennen glaubten, suchten in ihren Schriften ihm entgegen zu wirken. Familienscenen, häusliche Vorfälle erschienen auf unserer Bühne. Jeder fand sich selbst, sein Haus, sein Weib und Kind, seine Noth, seine Beschränkung, den häuslichen Zwist, die väterliche Sorge, die stille Freude, das Familienglück nieder, die er zu Hause hatte, und sah es mit Lust. Rechtlichkeit, Biedersinn, natürliche Frömmigkeit ohne eigentliche Religion waren die Haupttugenden, die die Dichter damahls schilderten, stille Beschränkung auf's Innere seines Hauses, Zufriedenheit mit seinen Verhältnissen die Pflichten, die sie lehrten. Daneben wurde

auf die höhern Stände geschmäht, diese wurden lächerlich gemacht, und aus ihnen, so wie aus dem geistlichen Stande, die Schurken und Bösewichte, oder wenigstens die komischen Figuren und Carrikaturen genommen, die in den Producten jener Periode erschienen.

Männer von großem, entschiedenem Talente hatten die Bahn vorgezeichnet, der schwächere Haufe lief ihnen schnell auf derselben nach. Nachahmer in Menge erschienen, Alles, was auf dem Theater gefallen sollte, trug diese Farbe; Romane, Erzählungen formten sich nach diesen Mustern, und es lag wohl nicht bloß an diesen vorstrahlenden Lichtern und der Nachahmungssucht der Menge, sondern hauptsächlich an der Stufe politischer und religiöser Entwickelung, auf welcher Deutschland damahls stand, daß das Theater eben diese und keine andere Tendenz hatte.

Nach und nach änderten sich die Umstände. Gewaltige Verhältnisse fingen von allen Seiten an, den Menschen zu drängen, das Unglück wälzte sich von außen über uns herein. Was uns vorher im Innern gekränkt hatte, was uns unerträglich erschienen war, verschwand wie ein nichtiger Schatten vor der riesenhaften

Wirklichkeit äußerer Gefahr, die unsere Frey=
heit, unsere Sitte, unser ganzes irdisches Wohl
bedrohte. Aufgeregt von so gewaltigen Bege=
benheiten, Zeugen von unerhörten Ereignissen,
die in einem kurzen Zeitraume von zwanzig
Jahren vor unsern Augen geschehen ließen, was
wir in unserer Jugend mit Staunen auf vie=
len Blättern der Geschichte in langsamer Ent=
wickelung vor sich gehn gesehn hatten; erweckt
durch einige geistvolle Schriftsteller, die, eine
neue Bahn mit Kühnheit eröffnend, uns neben
mancher vielleicht zu gewagten Behauptung
doch viel Gutes und Wahres aufstellten, und
unsre Begriffe von der Poesie berichtigten,
mußte wohl jene einfache Prosa des Lebens,
die wir theils selbst gelebt, theils auf der Büh=
ne und in Gedichten als etwas recht Schönes
bewundert hatten, uns leer und unbefriedigend
erscheinen. Hochtragische Ereignisse, Umsturz
alter Thronen und Verfassungen, zerschmetter=
tes Glück der Einzelnen unter jenem grauen=
vollen Schutt, seltsame, an's Wunderbare grän=
zende Schicksale, die ein solcher Umschwung der
Dinge möglich machte, kurz, die Riesenhand
des Schicksals, die den Menschen unentfliehbar
ergriff, und ihm die Nichtigkeit seines Ichs,

so wie die Größe der unsichtbaren Allgewalt zeigte, lehrte ihn auf einer Seite die Kleinlichkeit jener Verhältnisse einsehen, die nur jenes Ich zum Gegenstand hatten, und erweckte auf der andern die Ahnung und den Glauben an eine höhere Weltordnung, die wir in jener hochphilosophischen Periode der Aufklärung gern vergessen, oder wohl gar geläugnet hatten.

Nun wandte der menschliche Geist sich in andere Regionen, und die Dichter, diese treuen Kinder der Natur und Zungen der Wahrheit, sprachen laut aus, was das Brudergeschlecht in seinem Innersten fühlte. Die höhere Tragödie fing an, sich zu erheben. Das furchtbare Schicksal erschien auf der Bühne, wie in andern Dichtungen. Große, weltgeschichtliche Begebenheiten wurden vorgestellt, wir genossen des den Göttern angenehmen Schauspiels, den kräftigen Mann mit dem bösen Geschick ringen zu sehn, und wenn auch das Glück oder die Bedingungen seines irdischen Daseyns selbst darüber zu Grunde gingen, so tröstete und stärkte uns entweder der Gedanke an die Größe seiner Gesinnungen und die Erhabenheit der menschlichen Natur, oder wir gönnten mit weh=

müthiger Lust dem müden Sieger die Ruhe nach blutigem Kampfe.

Bald aber ging man weiter. Der von der Wirklichkeit geängstete, von philosophischen Ideen längst nicht mehr beruhigte Geist erhob sich zu dem Glauben an den wahren Gott, an eine leitende Vorsicht, und suchte Schutz, Haltung und Trost in einer geoffenbarten Religion. Auch hier zeigten vorzügliche Geister den Weg, aber theils sie selbst, theils ihre Nachahmer blieben dabey nicht stehen. Nicht bloß kindlicher Glaube und fromme Ergebung in den Willen eines geoffenbarten Gottes, auch alle Ausgeburten einer beunruhigten Einbildungskraft und eines gefolterten Gewissens gesellten sich dazu, und Ahnungen, Vorzeichen, Träume und Sterndeuterey, erfüllte Flüche, Verwünschungen, von leidenschaftlichen Menschen im blinden Zornrausch ausgestossen, und doch von einer liebenden Vorsicht an schuldlosen, oft ungebornen Nachkommen erfüllt, waren an der Tagesordnung.

So gestaltete sich die schöne Literatur und mit ihr die dramatische Dichtkunst abermahls anders. Grauenhafte Begebenheiten, unnatürliche Verbrechen machten den Stoff der Tragö-

dien und Romane aus; von Gewissensangst oder fremdem Fluch gepeinigte Gemüther suchten Entschuldigung oder Trost in Träumen, Vorzeichen, Ahnungen, und endigten damit, ihre früheren Verbrechen durch ein letztes, den Selbstmord, zu sühnen. Über diesen Dichtungen, so meisterhaft und tiefeindringend manche von ihnen sind, schwebt nicht jene beruhigende Vergeltung, jene hochtragische Würde, welche den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt: es ist weder der Kampf der Freyheit mit der Naturnothwendigkeit, noch die hohe Achtung für das Sittengesetz, das entweder versöhnt oder erfüllt muß werden. Die Affecte werden nicht geläutert, wir gehen nicht veredelt und zum Guten gestärkt aus dem Theater oder von einer solchen Lektüre. Mit zerrissenem, blutenden Herzen, verworren, ungewiß über das Bewußtseyn und die innere Würde der handelnden Personen, so wie über unsere eigene, verläßt man diese Erscheinungen und sieht sich schaudernd um, wie wenn man grauenhafte Gespenstergeschichten gehört hat, ob nicht der furchtbare Spuk irgendwo in einer Ecke auch auf uns lauere, uns unvorbereitet,

unverschuldet überfalle und eben so blind und willenlos von Unthat zu Unthat fortreiße.

Während im Tragischen eine so große, beynahe giganteske Muse waltet, sinkt und schrumpft das Lustspiel immer mehr zur kleinlichen Schilderung kleinlicher Armseligkeiten herab. Keine hervortretende Charakterzeichnung im Guten oder Lächerlichen mit Kraft und Treue an verschiedenen Anlässen sich entfaltend, keine überraschenden Entwickelungen oder sinnreichen Intriguen vermögen mehr durch vier oder fünf Akte das Interesse des Publikums zu spannen. Liegt es an dem abgestumpften Geschmacke der Zuhörer? Liegt es an dem Mangel an komischer und Auffassungskraft der Dichter? Wir sehen nichts als kleine Stücke, die geringfügige Begebenheiten mit schwachen Farben schildern. Ein Mißverständniß, eine Verwechslung der Personen, Modethorheiten, kraftlose Liederlichkeit, kindische Gelüste, unbedeutende Entzweyungen u. s. w., machen in ewig wiederkehrenden Gestalten bey wenig veränderter Ordnung und Verhältniß den Inhalt aller unserer Original= und übersetzten Lustspiele aus, und es wird bald dahin kommen, daß man ein halb Dutzend solcher Kleinigkeiten an einem Abend

aufführen wird müssen, um die bestimmte Zeit von zwey oder dritthalb Stunden auszufüllen. So bewegt sich unser Theater in zwey sehr entgegen gesetzten Richtungen, und es ist beynahe unbegreiflich, wie ein und dasselbe Publikum, das mit Seelenvergnügen jene ungeheuern Darstellungen sieht, zugleich Wohlgefallen an solchen Unbedeutenheiten finden kann.

Wenn man aber dem Schauspiel auf der Einen Seite vielleicht einen Vorwurf wegen dieser gar zu großen Veränderlichkeit und seines Beugens unter das Scepter der Mode machen könnte, dem das Große, das wahrhaft Schöne nie huldigen sollte, so entdecket das Auge des Beobachters eine andere Neigung desselben, die es ebenfalls unter das Gebieth oder wenigstens in die Verwandtschaft der Mode bringt, und diese Neigung könnte man, wenn es erlaubt ist, solche Metaphern zu brauchen, die Koketterie der dramatischen Dichtkunst nennen.

Doch nicht der dramatischen im eigentlichen Sinne, sondern nur der theatralischen. Mich dünkt, es ist ein großer Unterschied zwischen beyden Richtungen Einer und derselben Art von Poesie. Es gibt dramatische Arbeiten, die an

sich vortrefflich, aber nicht theatralisch sind; es gibt Stücke, die ungemein viel theatralischen Effect und beynahe keinen dramatischen Werth haben. Glücklich begabte Köpfe wissen Beydes zu vereinigen, bey den meisten steht jede dieser Gaben einzeln. Welche die höhere von Beyden sey, ist wohl kein Zweifel, und wenn Iphigenia, Egmont, Polyxena u. s. w., kein großes Publikum haben, so wird doch kein Dichter seyn, der nicht lieber Eine Scene aus ihnen, als ganz andere Effect- und Kassenstücke geschrieben haben möchte, die jedem Leser wohl zu Dutzenden einfallen werden.

Der Schauspieldichter, der bloß für die Bühne, nicht für das ruhige Lesen schreibt, sucht sein Stück auf den Effect zu berechnen. Er kann nicht, wie der Romanschreiber, die Charactere sich langsam selbst entwickeln lassen, die Begebenheiten von Weitem her vorbereiten, jede verborgene Tiefe des Herzens entfalten, jede Triebfeder berühren. In zwey, höchstens drey Stunden muß Alles, was geschehen soll, vor unsern Augen vorgehn, die Einleitung angebracht werden, die uns auf den rechten Standpunct setzt, wenn die Handlung für uns be-

ginnt, der Knoten geschürzt, gelöst und das Gemüth des Zuschauers in wenigen aber starken Momenten fortgerissen werden. Man könnte den Schauspieldichter daher mit einem Fresco-Mahler vergleichen, der in großen Massen mit kräftigen aber wenigen Pinselstrichen hinwirft, was der Romandichter **en miniature** mit aller Vollendung und Genauigkeit bis ins Kleinste richtig ausmahlt. Er muß um die Gunst des Augenblicks buhlen, er muß die Herzen seiner Zuhörer zu fassen, zu erschüttern, zu rühren, zu ergetzen verstehn, er muß mit dem Publikum kokettiren.

Bessere Genien wissen den dramatischen und theatralischen Effect zu vereinigen, ja, sie würden den letztern ohne den erstern verschmähen. Wenn in der Schuld Hugo und Elvire sich von der Zusammenkunft bey den Gräbern ihrer Ahnen unterreden, wenn sie des Todestages des Ermordeten erwähnen, die Lichter nun herabbrennen, in diesem Momente ein Pochen, wie das Pochen des erwachten Gewissens an das Herz des Sünders, durch das dunkle Zimmer schallt, die Thüre aufgeht und Don Valeros, dessen Gesicht die Züge des

Ermordeten trägt, eintritt; dann ist dieser Moment höchst ergreifend und von dem würdigsten Effect, er ist dramatisch und theatralisch zugleich.

Eben so ist die Scene im Macbeth, wenn nach der grauenvollen Ermordung des Königs der Pförtner am Morgen mit der rührenden Ruhe der Unwissenheit auftritt, sein Morgenlied singt und Gott dankt, daß er das Haus diese Nacht vor Unheil bewahrt habe. Hier ist der stärkste Effect durch die einfachsten Mittel hervorgebracht, alles ist dramatisch und theatralisch zugleich.

Solche große Wirkungen sind indeß nur beym Trauerspiel möglich, denn nur dort handelt es sich um Großes. Es gibt aber sanftere und nicht minder wirksame Hebel, mit welchen der Dichter des Schau- und Lustspiels die Herzen der Zuseher fassen und nach seinem Gefallen lenken kann, Erregung natürlicher Gefühle, Ältern-, Kinder-, Geschwisterliebe, großmüthige Aufopferungen, sinnreiche Verwickelungen, Spannung der Erwartung, der Angst. Der Schauspieldichter sucht sie anzuwenden, so gut er es vermag. Niemand kann ihm das

im Grunde übel nehmen, denn sein Werk ist für die Bühne, nicht für die ruhige Prüfung der Lektüre berechnet; nur geht man hier leicht zu weit, und wenn das Wort eines unserer vorzüglichsten deutschen Schriftsteller wahr ist, der als Gelehrter, als Dichter und als Mensch gleich hoch und ehrwürdig vor den Augen von ganz Deutschland steht: daß die Poesie ihre jungfräuliche Schönheit verliert, wenn der Sirenensang der Eitelkeit dem Dichter im Augenblick der Begeisterung ertönt, und den freyen Schwung der Sehnsucht störet *) — wenn dieß Wort wahr ist, wie ich mit tiefem Gefühle glaube, dann steht jeder dramatische, oder vielmehr jeder Theaterdichter auf einer gefährlichen Klippe, und das Reinschöne, das Wahre, das Göttliche in ihm wird nur gar zu oft dem Beyfall des Augenblicks und dem stachelnden Genuß des allgemeinen Klatschens geopfert. Das ist die Koketterie, die den Dichter, wie das reizende

---

*) Geschichte der Religion Jesu von Fr. L. Graf zu Stolberg, 2ter Theil, 1ste Beylage.

Weib, verleitet, weiter zu gehn, als der erlaubte Wunsch zu gefallen führt, und sehr oft in beyden die innere Würde und den rechten Werth zerstört.

Was soll man aber endlich von all' den kleinen Künsten und Kniffen sagen, die nicht auf psychologische Beobachtung und Kenntniß des menschlichen Herzens gegründet, sondern lediglich auf Zufälligkeiten oder Umständen der Zeit beruhend, dann auch mit diesem Zufall und dieser Zeit verschwinden und werthlos zerfallen? Dahin gehören die zufälligen Zusammentreffungen, Mißverständnisse, die oft Ein Wort lösen könnte, das aber, unnatürlich genug! jetzt nicht gesprochen wird, Verkennungen unter recht guten Bekannten, Verwechslung der Personen, einseitige, unwahrscheinliche Characterrichtungen, Anspielungen auf Tagesbegebenheiten, Complimente, die man dem Schauspieler macht, indem die Worte der Rolle füglich auf ihn selbst gedeutet werden können, endlich das Einstimmen in den Ton der Zeit, in gewisse allgemeine Bemerkungen u. s. w. Alles dieß verfehlt selten oder nie seine Wirkung, es wird laut beklatscht, und

der Dichter, dem es nur darum zu thun ist, hat seinen Zweck vollkommen erreicht.

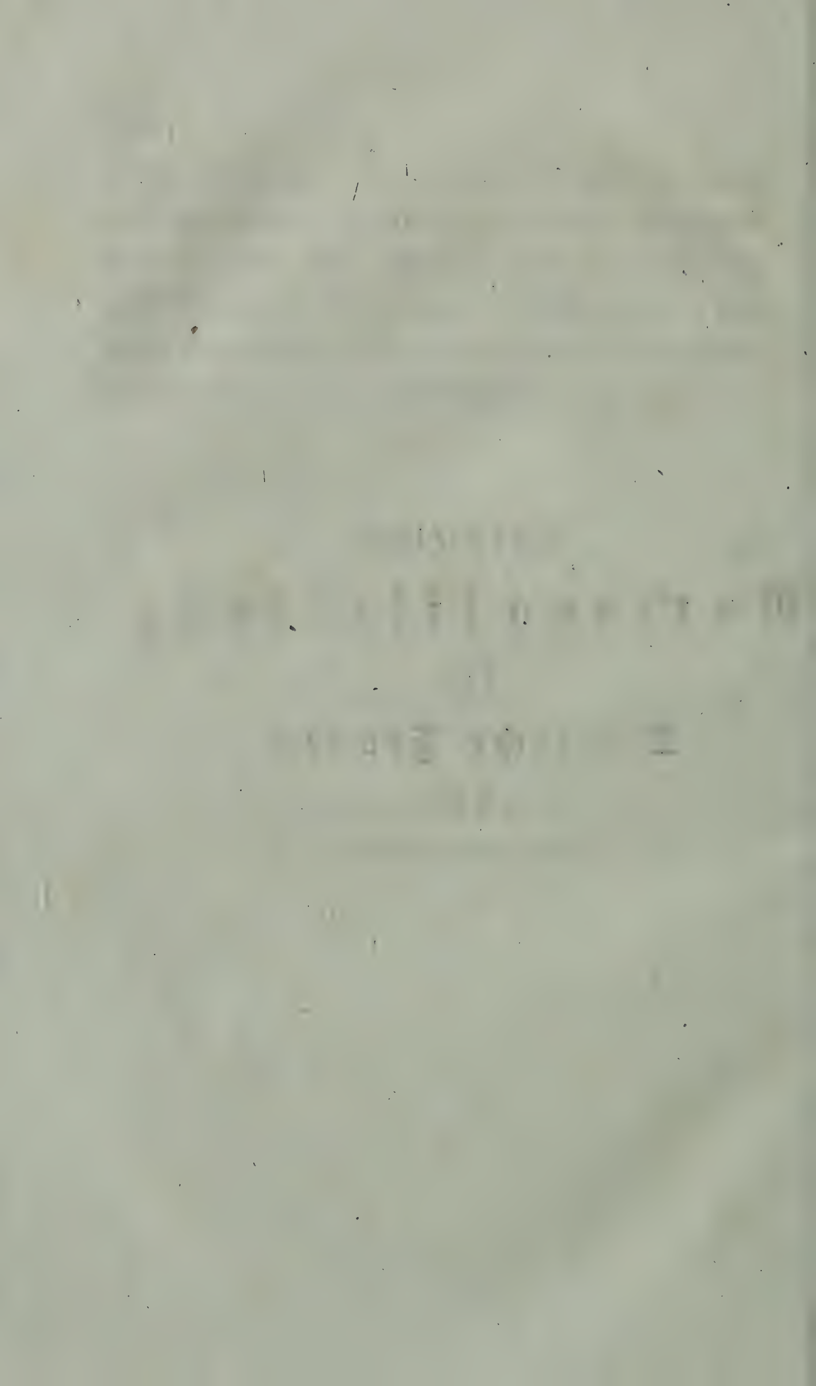
In den modernen Duodezstücken, von denen oben die Rede war, sind diese Künste recht an der Tagesordnung. Die Nichtigkeit der Ereignisse, die Schwäche der Charactere erlauben nicht, jene mächtigen Hebel in Bewegung zu setzen, weil sie außer allem Verhältnisse mit dem Ganzen wären; indessen beweisen doch viele ältere kurze Stücke und hier und dort ein neueres, daß auch in diesem kleinen Umfange Triebfedern von besserer Art angewendet werden können.

Aber es ist der Geist der Zeit, der uns fortreißt. Leer und nichtig, wie wir selbst sind, vermag uns Leerheit und Nichtigkeit zu ergetzen, und wir finden unsere eigene erbärmliche Welt auf den Brettern wieder. Der Nachbar, die Nachbarinn erscheint, die Theegesellschaft, der Klatschzirkel, in dem wir uns gestern befanden, steht heut mit kleinen Veränderungen vor uns, die kleinlichen Kunstgriffe des Dichters belustigen uns, wir geben uns ihm gläubig hin, lassen uns blind und taub machen, nehmen das Unwahrscheinlichste an, und sind recht vergnügt,

wenn wir nicht viel zu denken haben, das Stück bald zu Ende geht und gleich wieder ein ähnliches beginnt. So schreitet denn der gefeyerte und beklatschte Mann gern weiter auf der einmahl betretenen Bahn, der Dichter verdirbt das Publikum und das Publikum den Dichter.

Über eine
Nationalkleidung
für
Deutsche Frauen.

1815.



An mehreren Orten Deutschlands fängt der Gedanke einer Nationaltracht an, sich mächtig zu regen, und es ist nicht bloß frommer Wunsch irgend eines deutschfühlenden Herzens, es scheint wirklich die Gesinnung vieler besseren Menschen, ja in gewisser Hinsicht eine Art von Bedürfniß der Zeit zu seyn, was so oft und von so verschiedenen Orten des gemeinsamen theuren Vaterlandes sich äußert und laut wird. Eine achtungswürdige Fürstinn hat angefangen, wenigstens ein gemeinschaftliches Abzeichen durch Farbe und Kopfschmuck einzuführen; die deutschgesinnten Frauen der alten Krönungsstadt am Main sind über eine allgemeine Tracht übereingekommen, bey welcher, was die Hauptsache ist, die Form für immer

bestimmt bleibt, Stoff und Farbe aber der Willkühr überlassen wird, nur mit der Ausnahme, daß bey feyerlichen Gelegenheiten Alles schwarz erscheint; in Hannover sind, nach öffentlichen Blättern, bey Eröffnung des Landtags die Damen in altrömischer Tracht erschienen, und wenn das Wort altrömisch kein Druckfehler ist, der altdeutsch oder altenglisch heißen sollte, so war es doch wenigstens keine modische, und keine moderne Tracht. Unter diesen Umständen ist es also gewiß weder ein unzeitiges, noch ein überflüssiges Unternehmen, auch in Österreich über diese Angelegenheit zu sprechen.

Wenn Sitte, Sprache, Bauart und Lebensweise bey jeder Nation ein Product von Klima, Boden, Charakter und eigenthümlicher Lage dieses Volkes zwischen seinen Nachbarn ist, so ist es gewiß auch die Kleidungsart, die ganz vorzüglich von der Beschaffenheit des Himmelsstriches und Landes abhängt, und wodurch sich die Völker noch schärfer und auffallender von einander unterscheiden, als durch ihre körperlichen Eigenheiten und Stammeszeichen. Diese Ursachen sind es, die den Nordländer lehren, sich vor dem Frost in Pelze zu hüllen, die den

Orientalen bewegen, in weiter, flatternder Kleidung jede Art von Zwang oder Druck bey der Hitze seines Klima's und seinem Hange zur Ruhe und Weichlichkeit zu vermeiden. Sie ließen zum mindesten vor Zeiten den Südeuropäer einen phantastischen Reiz in bunten leichten Gewändern suchen, und bestimmen noch jetzt den seinen National-Gebräuchen treuen Unger, seinen Pelz weder im Winter noch Sommer von sich zu legen, weil selbst in den heißen Monathen sein Klima ihn jähen Veränderungen der Temperatur, und jeden Abend einer beträchtlichen Abkühlung der Luft bloßstellt.

Wenn diese Bemerkung richtig ist, so kann ein Volk eben so wenig dem Gebrauche seiner Nationaltracht, als dem seiner Sprache entsagen, ohne einen Theil seiner Nationalität aufzugeben, und sich mehr und mehr in die, weit und flach verbreitete, Allgemeinheit und Charakterlosigkeit zu verlieren, die man im vorigen Jahrhunderte aus einer verkehrten Ansicht für die höchste Stufe weltbürgerlicher Ausbildung und die schönste Blüthe der Humanität ansah. Das war die Zeit, wo in der allermildesten Duldung alle Religiosität, und in

dem ausgedehntesten Kosmopolitismus alle Vaterlandsliebe unterging, nicht darum, als ob diese, bey wenigen höheren Menschen unstreitig achtungswerthen Geistesrichtungen nothwendig dahin führen müßten, sondern weil die Meisten, welche diese Fahne aufpflanzten, nur ihre eigene Gemüthlosigkeit und Kaltherzigkeit darunter verbargen, und die Menge, die so selten zum Selbstdenken aufgelegt ist, ihnen bewundernd nachbetete.

Auch wir Deutsche hatten in den vergangenen Jahrhunderten eine Nationaltracht, die eben so gut aus unserm Charakter, Klima und unserer Lebensweise hervorgegangen war, als zu selbiger Zeit die Trachten der Franzosen, Schweden, Spanier u. s. w. Mit dem Zeitalter L u d w i g XIV. begann die Herrschaft der Französischen Tracht, Sprache und Sitte über ganz Europa. Mit dem Gebrauche der Kleidung, Form und Redensart der Väter verlor sich nach und nach überall der Nationalsinn, und das Gepräge des Franzosenthums ward zum allgemeinen Vorbilde höherer Ausbildung und gesellschaftlicher Vollkommenheit. Wohin dieses leise und langsam verbreitete Gift geführt hat, haben wir mit Schaudern seit fünf

und zwanzig Jahren erlebt. Jetzt sind die verderblichen Folgen im Großen und Allgemeinen gehoben, und es wäre, glaube ich, Pflicht für Jeden, der das Unglück der letzten Jahre gefühlt und sich über sein Ende erfreut hat, darüber zu wachen, daß wir nicht, durch Sicherheit eingeschläfert, und durch das freundschaftliche Verhältniß unserer Fürsten mit dem gegenwärtigen Beherrscher Frankreichs beruhigt, wieder unmerklich dahin kommen, wo wir zu unserem Jammer und Elend uns vor fünfzehn Jahren befanden. Nicht immer wird ein, durch Unglück veredeltes, Gemüth in milder Weisheit über eine Nation herrschen, deren natürliche Beweglichkeit und Eitelkeit durch die unvergeßnen Gräuel der Revolution und den später erduldeten Druck gedämpft und in Schranken gehalten wird. Die alten Plane von Universal-Monarchie, die schon mehr als einmahl dieses Volk beschäftigten, könnten leicht in Zukunft wieder hervorgesucht werden, und die Blumenfesseln der Convention und Mode sich zum zweyten Mahl in die eisernen Ketten der Sclaverey verwandeln.

Es wäre also gewiß von bedeutenden und gesegneten Folgen für die Deutsche Nation,

wenn sie, was durch Gewalt der Waffen wieder erobert worden — ihre Selbstständigkeit und Freyheit — durch strenges Wachen darüber zu bewahren suchte, wenn sie Alles thäte, was in ihrer Macht steht, um Deutschen Sinn zu wecken, wo er schläft; und zu verstärken, wo er sich regt, sich durch bestimmte Formen von den Nachbarvölkern zu scheiden, und durch diese Abscheidung rein und kräftig in wahrer Deutschheit zu erhalten. Hierzu wäre nun gewiß die Einführung einer Nationaltracht ein bedeutender Schritt, und die guten Folgen davon würden, trotz aller Einwendungen, die man machen könnte, von unberechenbarem Nutzen für allgemeines Wohl, wie für häusliches Glück seyn.

Nach dem, was schon gesagt worden, scheint es wohl überflüssig, den Nutzen für das Allgemeine noch einmahl herzuzählen; aber es wird vielleicht nicht unnöthig seyn, den Einwürfen Einiger zu begegnen, die aus einer solchen strengeren Abscheidung der Nationen unter einander Feindseligkeit, Einseitigkeit, Sinken des Handels und der höheren Bildung prophezeihen wollen. Bis auf jene oben berührte Epoche, bis zum Zeitalter Ludwig XIV. waren Europa's Völker durch Nationaltrachten unterschieden;

allein Handel und Verkehr blühten damahls, wie jetzt, unter ihnen, freundschaftliche Beziehungen fanden überall Statt, und die Kriege sind seit dem — das kann unsere gequälte Generation bezeugen — weder seltener, noch milder geworden; ja, was gerade Deutschland betrifft, so war sein Handel vielleicht nie blühender, seine Städte nie kräftiger, reicher, selbstständiger, als damahls, wo es Keinem und Keiner im ganzen Vaterlande einfiel, sich von Paris aus das Muster seiner Kleider und ihrer Kopfzeuge zu bestellen — zu den Zeiten der Hansa, und des Flors der Deutschen Reichsstädte.

So viel im Allgemeinen, von und über welches zu sprechen, eine Frau nur mit Schüchternheit wagen darf. Viel lieber und leichter wende ich mich zum wahren Elemente weiblicher Wirksamkeit, dem häuslichen Leben, zum Heiligthume unserer Pflichten, dem väterlichen Heerde; denn es sind ja eigentlich nur die Frauen, zu denen ich sprechen will. Was die Männer ihrerseits über diesen Punct denken und ausführen wollen, mögen sie unter sich abmachen.

Es ist durch den Wechsel der Kleidungsart, durch das Lauern auf jede neue Erscheinung

und das ängstliche Hinhorchen auf jedes Geboth, das von den Ufern der Seine durch das weit verbreitete Reich der Mode ausging, eine solche Unruhe, ein so rastloses Streben und eine solche Zerstreuung in unsere Seelen gekommen, daß uns fast keine Zeit mehr zu häuslichen Geschäften — künstliche Arbeiten sind keine häuslichen, sondern oft gerade das Gegentheil — und zur wahren Geistesbildung, die nicht in Talenten besteht, übrig bleibt. Ich rufe hier die meisten Frauen und Mädchen des Mittel- und Bürgerstandes zu Zeugen auf; — denn die der höheren Stände machen die kleinste Zahl aus, und sind durch ihren Reichthum und ihre Verhältnisse von dem, was den niedrigeren Classen so Noth thut, meist losgezählt, — ob ihnen nicht der größte Theil der Zeit über der Anordnung und Verfertigung neuer Kleider und Putzstücke und dem Umändern der unbrauchbaren hingeht. Kaum ist ein Kleid vom Schneider oder aus eigner Hand recht zierlich und nach dem neuesten Schnitte gemacht, gekommen, kaum ist es einige Mahle angezogen worden, als plötzlich sich Etwas in der Vorschrift des Schnittes ändert; und nun kann man das Kleid so nicht mehr anziehen, es muß

also entweder neuerdings beym Schneider dafür bezahlt, oder selbst mit Aufwand vieler Stunden umgeändert werden. So geht es ebenfalls mit dem kleinen Zubehör des Anzugs, mit Häubchen, Hüten, Tüchelchen, Chemisetten u. s. w. Nicht, weil ein Stück abgenützt oder beschmutzt ist, sondern weil es die Mode so befiehlt, wird es, noch völlig gut und brauchbar, aufgetrennt, zerschnitten, und wenn es der neuen Form nicht angepaßt werden kann, weggeworfen. Welchen Verlust an Geld, Zeit, Laune und Kraft, welche Unruhe und Unzufriedenheit bringt dieß in die Familien! Wie mancher Vater oder Gatte sieht mit Schrecken die Rechnungen des Kaufmanns, Schneiders, der Putzhändlerinn kommen, bezahlt sie mit Unwillen — oft mit bedeutenden Aufopferungen — und bittere Vorwürfe, Zwist und Unfrieden stören und vergiften das Glück einer sonst achtbaren Familie!

Diesem Übel nun würde eine bleibende, allgemein geltende Kleiderform, die wenigstens nicht mit jeder Jahrszeit wechselt, größtentheils steuern, und wenn auch der Zeitgeist und die, dem Abendlande eigene, Erfindsamkeit in Allem, was Tracht, Hausrath, gesellschaftliche

Übereinkunft betrifft, von Zeit zu Zeit einige Veränderungen daran treffen würde, so würden diese doch weder so häufig noch so gänzlich seyn, daß nicht die Hauptform bleiben sollte, und man die kleinen Außenwerke, welche dem Wechsel am meisten unterliegen, mit leichter Mühe ändern könnte.

Hauptsächlich aber würde mit Einführung dieser Landestracht eine Kleiderordnung und strenge Vorschrift für alle Stände, besonders des weiblichen Geschlechts, nothwendig seyn; denn diese Vermischung aller Rang- und Vermögens-Ordnung, die besonders in den letzten Zeiten durch Anhäufung des Papiergeldes, den theuren Arbeitslohn und den ungeheuren Gewinn der handelnden Classe zu einer außerordentlichen Höhe gestiegen ist, ist gewiß mehr noch, als der schnelle Modenwechsel, ein lange unbemerktes Gift gewesen, das jetzt in seiner vollen Ausbreitung nahmen- und zahllose Übel, Sittenverderbniß, Diebstahl, Ungenügsamkeit und Übermuth der dienenden Classe, Verschwendung, Schulden, Zerrüttung im Hauswesen und Zernichtung der häuslichen Glückseligkeit hervorgebracht hat. Nie hört man mehr von Frauenzimmern der unteren, oder wohl gar

der dienenden Stände: das schickt sich nicht für mich; das ist zu vornehm, zu kostbar für meinen Stand. Alles, was man bezahlen kann, schickt sich, und alle Mittel, wodurch man das Bezahlen können möglich macht, sind erlaubt, sind willkommen. So wird immer mehr das Geld der einzige Maaßstab alles Glückes, so wie alles inneren Werthes, nur die Armuth oder Genügsamkeit verächtlich, und der ganze Sinn des Volks auf's Erwerben, Erlisten, Erraffen gestellt. Ich berufe mich bey dieser Betrachtung auf das Zeugniß aller wackeren Hausmütter, die längst und schwer unter diesen Lasten seufzen, und in der Ausübung ihrer Pflichten, in dem rechtlichen Streben, Ordnung und Klarheit in ihrem Hauswesen zu halten, durch jenes Verderben auf allen Seiten gehindert werden.

Die Uniformirung der Männer vom Stande, der Staatsbeamten und ihrer Abstufungen nach dem Range würde eine gute Gelegenheit darbiethen, etwas Ähnliches auch bey dem weiblichen Geschlechte einzuführen; nur müßte dieß sich auch auf die anderen Classen erstrecken, und besonders die unteren, arbeitenden und dienenden begreifen.

Es wird Manchen geben, dem der ganze Vorschlag schon aus dem einzigen Grunde unthunlich vorkommt, weil unsere Fabriken und der ganze Handelsstand durch eine solche Einschränkung und Stätigkeit der Kleidertracht leiden würden. Aber für's Erste wäre es eine, noch zu entscheidende große Frage, ob denn ein Land, oder vielmehr seine Bewohner wirklich in sich ruhiger und glücklicher sind, wenn es nur recht viel Fabriken hat, und jener rastlose Geist des Erwerbens und Gewinnens besonders zum Nachtheile des Ackerbaues in ihm herrscht, der seit zwanzig Jahren in unserem, gewiß nicht dazu geeigneten, Volke eingerissen ist, und endlich, ob der größere Nutzen und Flor Einer Classe der Staatsbürger der Hauptaugenmerk der Verwaltung seyn dürfe, gegen den die moralische Erhebung und das häusliche Wohlseyn der Mehrzahl in gar keinen Betracht zu kommen habe? Der größere Nutzen; — denn Fabriken, Kaufleute, Gewerbe und Handel würden immer bleiben. Auch vor der Zeit der schnell wechselnden Moden, und in früheren Jahrhunderten verkauften Deutsche Handelsleute schöne und zierliche Waaren; auch damahls verfertigten Deutsche Künstler kostbare und sinnreiche

Arbeiten, wenn schon nicht an Form und Endzweck so mannichfaltig als jetzt; und unsere Ältermütter besaßen ihr kostbares Geschmeide und Hausgeräthe, dessen sich, den veralteten Geschmack abgerechnet, keine noch so elegante Dame zu schämen hätte. Einen Beleg dazu kann die, aus dem Schlosse Ambras in Tyrol hierhergebrachte Sammlung von Rüstungen und allerley Geräthschaften, Geschmeiden und Prachtgefäßen liefern, die der ritterliche Erzherzog Ferdinand von Österreich-Tyrol, der Gemahl der schönen Welserinn, gesammelt hatte. Wahrlich, diese mit Edelsteinen aller Art besetzten goldenen und silbernen Tafelaufsätze, diese vom feinsten Filigran gearbeiteten, von Diamanten und Rubinen schimmernden Pokale, dieses zierlich anmuthige Nähpult der schönen Philippine voll reich gestickter, mit Türkisen und Amethysten ausgelegter, unzähliger Schubfächer, diese Brustnadel von zitternden, goldenen, mit dem schönsten Schmelz verzierten Blumenkelchen, worein die edle Frau dann natürliche Blumen steckte und ihren Busen schmückte, alle diese eingelegten Waffen, die künstlichen Geräthe, die mit Schmelz, Damascener Arbeit,

mit goldenen und silbernen Zierrathen, ja oft mit sinnigen, frommen Bildern geschmückten Rüstungen der berühmtesten Männer des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts könnten uns hinreichend beweisen, daß Künste und Gewerbe, Pracht und Überfluß damahls auf einer sehr bedeutenden Stufe gestanden, und daß es Menschen genug in Deutschland muß gegeben haben, die mit Verfertigung jener Kostbarkeiten ihren Lebensunterhalt reichlich und rechtlich gewonnen haben.

Es ist also wohl nicht zu sorgen, daß Mangel an Gewinn oder an Gelegenheit, durch Fleiß und Geschicklichkeit Brod zu erwerben, die Folge einer veränderten Kleidertracht oder eingeführten Kleiderordnung seyn würde. Alles Üble, was daraus für eine Zeit und eine Classe von Menschen entstehen könnte, wäre, daß ein Theil der Personen, die jetzt um der leichteren Arbeit und der lockerern Lebensart willen vom Lande herein den Fabriken in der Stadt zulaufen, und dort, wie Jedermann weiß, nicht die achtungswürdigste Classe von Arbeitern ausmachen, nach und nach gezwungen würde, zur Feldarbeit, wo die Hände so sehr mangeln, zurückzukehren, und daß die gemeinen Dienst-

bothen des weiblichen Geschlechts keine so leichte Unterkunft für ein halb lüderliches, halb müßiges Leben finden, und daher genöthigt seyn würden, in den Diensten mit mehr Treue und Arbeitsamkeit auszuhalten. Auch müßten endlich Fabrikanten und Handwerksleute, statt sich in immer neuen Erfindungen zu erschöpfen, und darauf zu sinnen, wie sie immer etwas Fremdes, Niegesehenes in wechselnder Mannichfaltigkeit hervorbringen könnten, lieber sich bemühen, die wenigeren Gattungen trefflich, haltbar, und mit jenem Sinne für Vollendung hervorzubringen, der die Englischen Arbeiten so sehr auszeichnet, der unsern Fabriks- und Handwerks-Erzeugnissen im Allgemeinen so sehr fehlt, und der doch dem Geiste der Deutschen Nation so angemessen ist, daß alle ihre Arbeiten in früheren Zeiten davon zeugen, und man die jetzige Entfernung von dieser Weise nur einer falschen Richtung zuschreiben kann, welche der National-Charakter in den letzten Zeiten durch die gewaltsamen Umschwünge erhalten hat.

Laßt uns eine Arbeit des Mittelalters, oder auch noch späterer Zeiten, des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, in dieser Rücksicht

ansehen! Wie zierlich, und bis auf's Kleinste ausgearbeitet sind diese Geräthe! Wie kunstreich geschmückt diese Waffen! Wie sinnig bebildert all dieser Schmuck, diese Kleinodien! Jeder kleinste Theil daran ist ein schönes, in sich vollendetes Ganzes, jeder Pokal, jeder Tafelaufsatz, jeder kleine Hausaltar ein Kunstwerk, das überaus viel zu betrachten und zu denken, ja oft auch fromm und kindlich zu fühlen darbiethet. Betrachtet diese Bilder aus der deutschen Schule, überwindet den zierlichen Ekel vor diesen Anachronismen in Tracht und Sitte, vor diesen gemüthlich naiven Ansichten, vorzüglich bey religiösen Gegenständen, und bewundert den Ausdruck, die Eigenthümlichkeit jedes Gesichtes bey Gemählden, die oft hundert und mehr Figuren enthalten, wo jede doch so ganz vollendet ist, als wäre sie allein die Hauptgestalt! Untersucht die mühsame Arbeit in den Gewändern, dem Schmucke der Personen, den Nebengegenständen! Erhebt euren Blick zu den Ueberresten Gothischer Baukunst! Seht dieß zierliche Laubwerk, diese durchbrochenen luftigen Thürmchen über den Häuptern der Statuen von Heiligen oder Helden, alle an dem ma=

jestätischen Dome so fein und vollkommen ausgearbeitet, wie eine Zimmerverzierung! Das ist Deutsche Arbeit! So spricht sich Deutscher Geist aus, und so allein kann er eigenthümlich wirken, nicht aber in der rastlosen, hastigen Art, mit welcher jetzt dem schnell und ewig ändernden Wechsel der Mode mit flüchtiger, gehaltloser und bald wieder unbrauchbarer Arbeit gehuldigt wird!

Damahls freylich richteten die Großen ihre Bergvesten und Palläste nicht alle zwey oder drey Jahre neu ein, und ihre Frauen erschienen nicht an jedem Fest- und Gallatage mit neuen Kleidern; aber das köstliche Geräthe, das der Großvater mit schwerem Golde von dem fleißigen Künstler erstanden hatte, der Monathe und Jahre darüber zugebracht, der zierliche Brautschmuck, in welchem die Mutter den Vater entzückt hatte, kam noch auf Tochter und Enkel, die ihrerseits wieder Neues anschafften, und das Alte seines inneren Werthes wegen, beybehielten. So sammelten sich nach und nach Schätze in jedem, nicht bloß reichen, auch nur wohlhabendem Hause, und der Geist der Unruhe, des Flatterns und Wechselns blieb fern von die-

sen Gemüthern, die in rechtlich erworbenem Besitze gern ruhten, beym stillen Genuße des Vorhandenen nicht immer nach Neuem strebten, Zeit für nützliche Beschäftigung, und Stunden der Sammlung gewannen, um über ihre Bestimmung und das Heil ihrer Seele nachzudenken, wozu wahrlich die Menschen unserer Tage, nicht bloß die Reichen und Vornehmen, sondern alle Erwerbenden in stetem Laufen und Rennen nach immer größerem Genusse und Gewinne keine Zeit mehr zu haben scheinen.

Könnte ich doch allen meinen Mitschwestern im Deutschen Vaterlande diese Betrachtungen recht dringend an's Herz legen! Könnte ich doch in ihren Seelen Sinn und Liebe für die Köstlichkeit des stillen Friedens und einer klaren, ruhigen Ansicht des Lebens wecken! Könnte ich es dahin bringen, daß nur Einige der Besseren, von der Betrachtung einer frömmeren, und darum auch gewiß glücklicheren Vorwelt gerührt, sich entschlössen, dem ewig wechselnden Modetand und dem damit verbundenen rastlosen Treiben und Trachten zu entsagen, und sich als Deutsche Frauen und Jungfrauen Deutsch und bleibend zu kleiden! Immerhin mag der stille Sinn sich üben, diese züchtigen, ehrbaren For-

men hier und da zu verschönern, immerhin sollen sie sich mit der Verfertigung und Ausschmückung ihres Anzugs beschäftigen und mit richtigem Geschmack die allgemeine Form der eigenthümlichen Bildung anzupassen streben; das ist von der Natur in uns gelegter Trieb, und darum ist er auch gut und zweckmäßig. Aber diese Verschönerungslust kann sehr wohl ohne ewigen Wechsel bestehen, wie der unverrückbar treue Orient zeigt, wo doch auch Frauen in noch viel beschränkteren Verhältnissen, als wir Abendländerinnen, fast keine andere Wirksamkeit haben, als für ihren Putz und ihre Unterhaltungen zu sorgen, und wo bey allem Fleiße und aller Kunst, mit welchen sie ihre Schönheit zu erhöhen suchen, die Menschen des Homer's und der Bibel, wenn sie nach zwey- oder dreytausend Jahren wiederkehrten, ihre Sitten und Trachten wieder finden würden. Es wäre übrigens vielleicht nicht schwer zu beweisen, daß die Fluth der Mode in ihrem ewigen Gähren und Wogen auch oft seltsame, verunstaltende, oder nur für wenige Gesichter passende Formen heraufspülen muß, die doch auch, allem Geschmack zum Trotze, mit einer Unterwürfigkeit nachgeahmt werden, deren sich kein Gesetzgeber zu rühmen hat.

Dann, wenn einst eine allgemein geltende, einfache, anständige, und wenigstens in ihren Hauptformen bleibende Frauentracht eingeführt wäre, dann würde es sich der Mühe lohnen, durch kunstreichen Fleiß und geschmackvolle Erfindung, durch zierliche Nähereyen und Stickereyen für die Verherrlichung derselben zu sorgen, und mit dem, einer weiblichen Seele so wohlanständigen, Sinne für die genaueste Vollendung Alles rein und zierlich auszuarbeiten, weil es bleibend seyn würde, weil bey der Allgemeinheit dieser Gesinnung keine falsche Scham Platz fände, sich öfters in demselben Anzuge in Gesellschaften zu zeigen, weil keine thörichten Modepuppen der ernsteren Schwester lachen würden, die nicht nach dem neuesten Pariser Journal gekleidet wäre, weil endlich die Kostbarkeit des Stoffes, die Schönheit der Verzierung, und nicht die Laune der Modehändlerinn, oder die Neuheit der Form den Werth des Anzugs bestimmen, das Einmahl schön erkannte Kleid durch Jahre seinen inneren Gehalt behaupten, und der lange, ehrenvolle Genuß die Kosten, oder die darauf gewandte Mühe reichlich vergelten würde.

Noch ein großer und klar vor Augen liegen=

der Vortheil einer Deutschen Nationaltracht wäre die Zweckmäßigkeit derselben in Rücksicht auf die Gesundheit. Im rauhen, nördlichen Klima, unter einer mäßigen, keuschen Nation entsprungen, war die Tracht unserer Voraltern dieser Sinnesart und diesem Klima angepaßt, warm, verhüllend und ehrbar. Sie übertrugen nicht mit verkehrtem Streben die Kleidung des milden Griechischen Himmelsstrichs an die kalten Ufer der Spree, oder Donau, ihre Frauen und Mädchen gaben ihre Reize nicht dem Blicke jedes Vorübergehenden Preis, und zerknickten nicht so freywillig die zartesten Blüthen der aufstrebenden Neigung, Scheu und stilles Verlangen. Bey diesen Kleiderformen, die fast insgesammt hoch an den Hals heraufgehen, und die Arme bis an's Handgelenk umschließen, würden Sittsamkeit und Gesundheit sich besser befinden, und stärkere Mütter, von keinen Nervenkrämpfen geplagt, frischen und lebensfrohen Kindern das Daseyn geben.

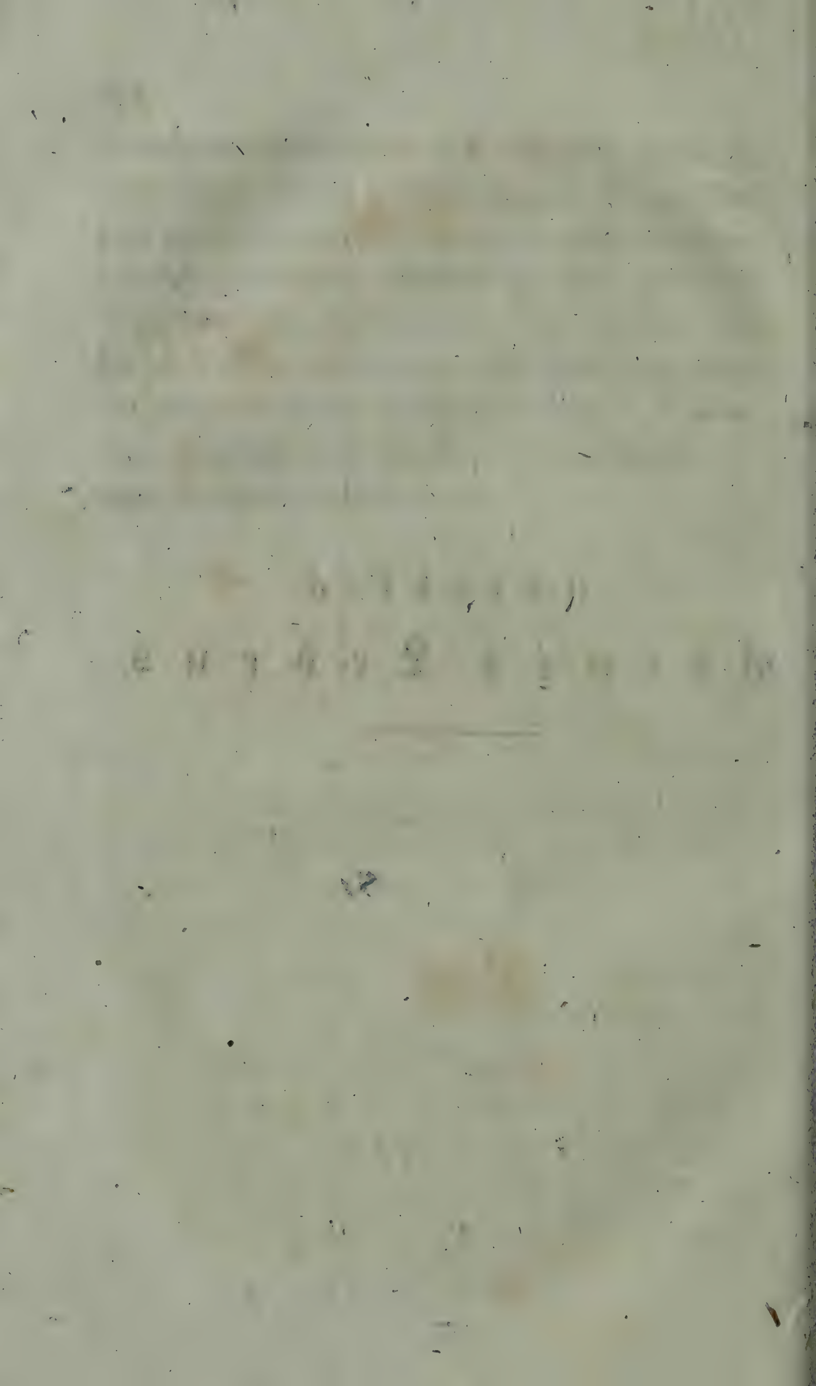
Bey allen diesen unbestreitbaren Vortheilen einer allgemein angenommenen, bleibenden Landestracht für Deutsche Frauen, bey allem gutem Willen Mancher, die sich der Verwirklichung dieses Planes freuen würden, wird es

doch, wie ich fürchte, niemahls, und besonders nicht in großen Städten dazu kommen, wenn nicht von oben herab, von den hohen, ja von den höchsten Orten bestimmt darauf hingearbeitet und von unseren Höfen das Beyspiel gegeben wird. Unsere Deutschen Fürstinnen müßten die Bahn brechen, ihnen sollte diese Angelegenheit ihres Geschlechts als ein wichtiger Schritt zur Erhebung und sittlichen Vervollkommnung desselben recht warm am Herzen liegen, und sie daher mit ihrem Beyspiele vorangehen. Bald würde dann der Adel, der sie zunächst umgibt, eine Ehre darin finden, es ihnen nachzumachen; der reiche Kaufmannsstand würde, wie in so Vielem, so auch in dieser Äußerlichkeit begierig dem Adel folgen, die unbemittelteren Classen sich aus Überlegung gern daran schließen, und so nach und nach durch die stille Gewalt des Beyspiels die ganze Nation zu Einem Sinne gebracht werden. Dann würden unsere Fürstinnen, die ohnedieß in so vielem Betracht als Muster ihres Geschlechts uns glänzend vorschweben, auch hierin die Lehrerinnen, ja die Beglückerinnen ihres Volkes durch vermehrte Sittlichkeit und Häuslichkeit werden.

Auf welche aber unter allen Deutschen Fürstinnen könnte der Blick ihrer Völker sich mit mehr Zuversicht und Liebe richten, als auf unsere allverehrte Kaiserinn Louise! Sie, die als Gattinn, als Hausfrau und Fürstinn gleich achtungswürdig erscheint, die es eben so gut versteht, die holdeste Anmuth mit der erhabensten Majestät zu verbinden, als mit unerschöpflichem Sinne und dem gebildetsten Geschmacke ihren Anzug zu wählen, so daß die von ihr angenommenen Formen zur Vorschrift und Regel für alle Übrigen gelten können, Sie, unsere verehrte Kaiserinn, die Frau des Ersten Fürsten der Deutschen, und somit die Erste der Deutschen Frauen, sey, wie in so vielen anderen Vorzügen, auch hierin unser Vorbild. Sie wähle mit dem, ihr eigenen Geschmacke diejenige Altdeutsche Form der Kleidung, oder setze sie aus Vielen zusammen, die ihr die passendste scheint; sie schreibe die Abänderungen vor, die nach Rang und Alter Statt zu finden haben; sie erneuere und verbessere von Zeit zu Zeit nach den Umständen daran. Von ihr allein wollen wir das Gesetz empfangen, sie soll auch hierin unsere Herrscherinn und diejenige ihres Geschlechtes seyn, auf welche Aller Augen im

Deutschen Vaterlande sich richten; denn sie wird dieses Gesetz mit Deutschem Sinne und dem tiefen Gefühle für weibliche Würde geben, das sich so klar und erhebend in jeder ihrer Bewegungen und Handlungen, wie in ihrer Art sich zu kleiden, ausspricht. Mit Zuversicht mag das ganze weibliche Geschlecht unserer Nation diese Angelegenheit in ihre Hände legen, sie kann in keinen besseren seyn.

Überblick meines Lebens.



Hundertmahl schon ist das Leben einer Wanderschaft, einer Pilgerfahrt verglichen, und dieser Vergleich mit poetischerem oder unpoetischerem Sinn ausgeführt worden. Ohne ihn in seine kleinen Theile zu verfolgen, möchte ich jetzt nur bey diesem einzigen Berührungspunct stehen bleiben, daß der Mensch wie der Wanderer gern manchmahl, bald aus Müdigkeit, bald aus Besonnenheit und stillem Vergnügen, auf seinem Wege inne halten, rückwärts blicken, die durchlaufene Bahn noch einmahl in seinen Gedanken betrachten und überdenken mag, was er bisher erfahren, geleistet, gelitten, genossen, und wie es in und um ihn stehe, in dem Augenblick, wo die vergangene Zeit lebendig vor das Auge seines Geistes tritt, und er eine Art

von Recapitulation derselben zu halten im Begriff steht.

Gar wohl scheint ein solcher vergleichender Überblick sich dann zu schicken, wenn eine bedeutende Zeitperiode eben abgelaufen, und ein ernstes Stufenjahr erstiegen ist. So eines dünkt mich nun vor Vielen das fünfzigste Lebensjahr zu seyn, das ja auch in den Büchern Moses schon als Hall- oder Jubeljahr zu einem solchen Aufhaltspuncte und zur Rückkehr aller Dinge in ihre alten Verhältnisse bestimmt war. Mit innigem Vergnügen blickt die Matrone zurück auf die Zeit, wo sie als Mädchen, als Jungfrau, als junges Weib durch Gottes Segen sich so manches Guten erfreut, feyert mit Wehmuth die Erinnerung an so viele vorausgegangene, oder entfernte Lieben, und dankt der Vorsicht auch für die trüben Stunden, welche das größtentheils heitre Gemählde ihres Lebens mehr erhoben als verdunkelten.

Was sie als Mädchen, als Tochter, als Gattinn und Mutter gewesen und erfahren, kann eigentlich nur für den nächsten Kreis ihrer Freunde und Angehörigen Werth haben; aber wie sich ihr Geist ausgebildet, wie sie das geworden, als was sie dem lesenden Publikum be-

kannt ist, könnte für die Welt doch einiges Interesse haben, und so mögen diese Blätter, die in etwas veränderter Gestalt vor ein Paar Jahren geschrieben, und in einer größeren Sammlung von Lebensbeschreibungen deutscher Schriftstellerinnen (Morgenblatt im Februar 1821) zu erscheinen bestimmt waren, hier auch in der wahrscheinlich letzten Ausgabe ihrer Schriften, einen geziemenden Platz finden.

Der Mensch ist zur Geselligkeit gebohren. Nur im Umgange und Verkehr mit andern Menschen kann er jenen Grad von Ausbildung erhalten, zu welchem ihn die Vorsicht bestimmt, und den zu erreichen sie ihm nebst andern Fähigkeiten, welche ihn über das Thier erheben, auch das Organ der Sprache gegeben hat, worin vielleicht der Grund seiner hohen Perfectibilität liegt. Also nur unter Menschen und durch Menschen wird Jeder, was er werden kann und soll, und es ist eine Betrachtung, die uns Erstaunen und Wehmuth einflößen könnte, wenn wir bey scharfem Nachdenken über uns selbst die Macht des guten oder bösen Beyspiels, des Unterrichts, der geselligen Verhältnisse

u. s. w., beherzigen wollten, die von unserer ersten Kindheit an auf uns gewirkt, und das Wesen aus uns gemacht haben, welches wir nun zu unserer Beruhigung oder — Beschämung geworden sind.

So hat sich auch an der Bildung meines Gemüthes, Erziehung, Beyspiel, Umgang allmächtig erwiesen, und ich mag wohl sagen, daß ich den größten Theil dessen, was ich bin, die Richtung meines Geistes, was ich gelernt, geleistet, einer überaus sorgfältigen Erziehung, dem Beyspiel verehrungswürdiger Ältern, und dem Umgange mit schätzbaren gebildeten Menschen, verdanke, denen unser Haus von meiner zartesten Kindheit an zum Sammelplatze gedienet hat.

Mein mütterlicher Großvater war Protestant und Offizier bey einem Österreichischen Regiment, und hatte seine einzige Tochter, nach dem Verlust seiner Frau mit beyspielloser Geduld und Liebe bis in ihr fünftes Jahr erzogen. Er starb in Wien, wo sein Regiment sich damahls befand, und das ganz verwaisete, im fremden Lande verlassene Kind, kam durch eine sonderbare Fügung Gottes in die Hände der großen Kaiserinn Maria Theresia, wurde

von ihr angenommen, und am Hofe katholisch und sorgfältig zu ihrem persönlichen Dienste erzogen. Diesen trat meine Mutter auch bereits in ihrem dreyzehnten Jahre an, und versah ihn mit großer Pünctlichkeit und Einsicht, sowohl als Vorleserinn als in Rücksicht des Putztisches, der ihrer Sorge größtentheils anvertraut war, zur Zufriedenheit ihrer erlauchten Gebietherinn durch viele Jahre, bis mein Vater ihr seine Hand both, der sich ihr weniger durch eine schimmernde Außenseite, als durch eine unendliche Herzensgüte, gründlichen Verstand und ausgebreitete Geschäftskenntnisse, schätzens- und liebenswerth machte. Diese Verbindung brachte auch ihn seiner Monarchinn näher, seine Verdienste wurden von ihr erkannt, sie beehrte ihn mit ihrem vorzüglichen Vertrauen und erhob ihn zur Würde eines Hofraths und geheimen Referendarius, welche damahls, vor mehr als vierzig Jahren, von bedeutendem Einflusse war.

Dieser Posten, sein eignes Vermögen, seine Achtung für höhere Bildung, sein Geschmack an Musik und geselliger Unterhaltung, endlich meiner Mutter lebhafter, nach Kenntnissen dürstender Geist, sammelte bald gebildete Men-

schen aus allen Ständen und Verhältnissen um meine Ältern. Ihre Cirkel waren glänzend, Höhere und Gleiche, Einheimische und Fremde drängten sich um sie. Jeder fand nach seiner Art in vielfachen Bekanntschaften, in geselligen Unterhaltungen, im Zusammentreffen mit bedeutenden Menschen seine Rechnung. Die meisten einheimischen, viele fremde durchreisende Gelehrte, unter denen ich vorzüglich den Freyherrn von Nicolai aus Petersburg, und den sehr liebenswürdigen Georg Forster — den Weltumsegler — nennen muß, weil diese meinen Ältern durch Freundschaft näher standen, besuchten unser Haus, wozu der Umstand später noch beytrug, daß mein Vater zweymahl das Referat über das Schul- und Studienwesen führte und daher in officielle Berührungen mit mehreren Professoren und Litteratoren kam.

Ich wurde im Herbste des Jahres 1769 gebohren. Meine Kindheit und erste Jugend verfloß unter den gedachten Umgebungen, neben einem Bruder, der um drey Jahre jünger war als ich, nachdem drey andre Geschwister vor und nach uns gebohren, ins Grab gesunken waren. Fast die meisten berühmten Männer aus jener Periode des aufsprossenden Geistes in

Österreich, geweckt durch den Funken, der aus Kaiser Josephs Genius in dasselbe fiel, kann ich als sehr fleißige Besucher, oder wenigstens als bessere Bekannte unseres Hauses nennen. Sonnenfels, dem sein Vaterland unendlich mehr verpflichtet ist, als es vielleicht erkennt, Denis, Abbate Metastasio, Mastalier, Haschka, Alxinger, Abbate Maffei, dessen mathematisches Genie größtentheils die Österreichische Artillerie auf den bedeutenden Punkt erhoben hat, den sie jetzt behauptet, Freyherr von Jaquin Vater und Sohn, die Professoren Well, Wollstein, Ekhel, Dr. Stoll, Ratschky, Leon, Blumauer, Hofstäter, die Freyherrn von Sperges und van Swieten, gehörten unter die öfteren oder seltneren Erscheinungen im Abendcirkel oder am Tische meiner Ältern. Heiteres geistreiches Gespräch, literarische und politische Neuigkeiten, alles, was im Gebiethe der Künste, besonders der Musik, wozu mein Vater mich vorzüglich anhielt, die aber bey mir nie zur Liebhaberey wurde, Neues erschien, ward bey uns gezeigt, gelesen, oder doch besprochen. Und wenn wir gleich als Kinder und heranwachsende junge Leute, zur Bescheidenheit

erzogen, uns nie einfallen ließen, mitzureden, so hörten wir doch zu, wenn Kluge Kluges sprachen, und mancher Saamen fiel in die jungen Gemüther.

Als mein Bruder beym Hofmeister Latein zu lernen anfing, hießen meine Ältern mich auch diese Stunden besuchen, und besonders suchte Herr Haschka, der damahls in unserm Hause wohnte, mir Liebe für diese Sprache einzuflößen. Sie zog mich auch bald an, und ich fing an, ihre Schönheit und Kraft zu ahnen. Nun lasen Haschka und Alxinger die Classiker mit sorgfältiger Wahl und belehrenden Bemerkungen mit mir, sie führten mich, da ich schon früher einige kindische Versuche im Dichten gemacht hatte, in die Grundsätze der schönen Wissenschaften ein, sie lehrten mich Deutsche und ausländische Dichter begreifen, wie ich dann überhaupt diesen treuen Freunden meiner Ältern und Herrn von Leon, jetzt Custos an der k. k. Bibliothek, den größten Theil meiner Anleitung zur Ästhetik verdanke. In der Religion, Geschichte und Naturgeschichte war der verstorbene Herr Bischof von Linz Joseph Gall, einer unserer verdientesten Geistlichen, noch als Catechet an der Normalschule mein Lehrer, und

auch die übrigen Freunde, wie Doctor Stoll, Abbate Maffei, Professor Mastalier gaben sich gütig mit der heranwachsenden Tochter ihrer Freunde ab, und pflanzten manchen Keim in den empfänglichen Grund meines Gemüthes.

Unter allem, was ich zu lesen bekam, zog mich nichts so sehr an, als geistliche und Hirtengedichte. Geßners Idyllen, sein Tod Abels, Miltons verlornes Paradies, die Noachide, und später die Messiade wirkten mit großer Gewalt auf mich. Die letzte habe ich seit meinem zwanzigsten Jahre fast alljährlich durchgelesen; denn von allen Schriftstellern aus der frühern Periode unserer Literatur haben Klopstock und Herder den tiefsten Eindruck auf mich gemacht, und, wenn ich so sagen darf, die Richtung meines Geistes bestimmt.

Mit Vergnügen erinnere ich mich aber noch jetzt, nach mehr als dreyßig Jahren, lebhaft des Abends, wo zuerst bey uns eine Idylle von Voßens Luise, das Fest im Walde, in der ersten, aber vielleicht frischeren Jugendgestalt, wie sie dem Geiste des Verfassers entsproßt war, vorgelesen ward. Das war meine Welt; dieß heitre, in sich selbst beruhende, still abge-

schloßne, von Armuth wie von Überfluß entfernte, und durch religiösen Sinn geheiligte Leben einer frommen Familie auf dem Lande! Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen (ein zu bald, über manchem weniger Guten vergeßner Roman) bildete diese Ideen weiter in mir aus, und die Frau eines Landpfarrers wie Pastor Groß in jenem Roman, oder wie Arnold Ludwig Blum in der Luise zu werden, war das Ideal menschlicher Glückseligkeit für mich, als ich vierzehn oder fünfzehn Jahr alt war, und scheint mir noch jetzt ein höchst wünschenswerther Zustand.

Unterdessen ging aber auch der Unterricht in ernsteren Gegenständen vorwärts. Nebst dem Latein lernte ich die lebenden Sprachen, Französisch, Italienisch und Englisch, um ihre besten Schriftsteller lesen und genießen zu können. Zur Belustigung und zur Übung eines trefflichen Gedächtnisses, das die Natur mir gegeben, lernte ich jeden Tag etwas auswendig, und noch jetzt könnte ich viele aus Gellerts Fabeln und geistlichen Liedern, so wie aus Bürgers und Stollbergs Romanzen, hersagen, welche ich mit meinem Bruder, als ein ziemlich wildes Mädchen, dem es an weiblichen

Spielgefährten gebrach, bald recitirte, bald mimisch darstellte.

Aber die Jahre der Kindheit und ersten Jugend waren vorüber. Ich trat in die Welt und in den Kreis weiblicher Pflichten ein. Meine Mutter, die über der Bildung des Geistes die viel nöthigere zur Häuslichkeit nicht vergessen hatte, hielt mich streng hierzu an, lehrte mich diese lieben und als die erste und wichtigste Bestimmung des Weibes betrachten, und bewahrte auf diese Weise meinen Charakter vor mancher falschen Richtung. Doch gönnte sie es mir gern, mich in Mussestunden mit Lesen, Dichten und Musik zu beschäftigen. Diese letztere wurde in unserm Hause, nach dem Wunsche meines Vaters, viel getrieben, der große Mozart, obwohl nicht mein Lehrmeister, schenkte mir manche Stunde, ich hatte oft Gelegenheit ihn spielen zu hören, und mich nach seiner Anweisung zu vervollkommnen. Aber die größte Lust gewährte es mir, mich im Reiche der Phantasie zu ergehen, und Idyllen nach den Vorbildern, die ich vor mir hatte, erst im Geßnerschen, dann im Vossischen Ton zu versuchen. Mitunter dichtete ich auch Lieder, Balladen, übersetzte aus fremden Sprachen, und wurde endlich durch

meine Liebe zu ländlicher Stille, und meine Aufmerksamkeit auf die Pflanzenwelt und die Natur um mich her dahingeleitet, eine Art Verhältniß zwischen der physischen und moralischen Welt, und gemeinschaftliche Gesetze, die in beyden walteten, zu bemerken, und in Betrachtungen auszudrücken. So entstanden die Gleichnisse, welche ich, aber bloß im Manuscript meiner liebsten und ältesten Jugendfreundinn, Fräulein Josepha von Ravenet, zueignete, mit der mich seit mehr als dreyßig Jahren ein festes Band der Freundschaft so wie eine völlig gleiche Gesinnung verbindet.

Mein Bruder, einer der besten Menschen, die ich je gekannt, ein warmer Freund alles Guten und Wahren, hatte sich um diese Zeit (in den Jahren 1791 — 1792) mit einigen Jünglingen seines Alters, mit denen er in Geschäfts- und geselligen Beziehungen stand, und wovon die meisten, welche nicht ein allzufrüher Tod, wie den guten Bruder selbst, hingerissen, jetzt bedeutende Staatsämter bekleiden, zu einer literarischen Gesellschaft verbunden, deren Zweck es war, sich für ihre künftige Bestimmung als Staatsbeamte, und überhaupt zu veredelten Menschen auszubilden. Sie schrieben kleine

Aufsätze über philosophische oder politische Gegenstände, lasen sie sich gegenseitig vor, beurtheilten sie schriftlich, und verbanden so in ihren freundschaftlichen Zusammenkünften heitern Genuß mit wissenschaftlichen Zwecken. Mich reizte diese Beschäftigung; ohne meinen Nahmen zu unterzeichnen, ohne persönlich in jenen Gesellschaften zu erscheinen, übergab ich meinem Bruder auch Aufsätze über jene aufgegebenen Gegenstände, die nicht außer meiner Sphäre lagen, und unterwarf mich der strengen Kritik der Mitglieder. Dieser Übung im richtigen Auffassen, Beleuchten und Entwickeln der Begriffe, in grammaticalischer Strenge der Sprache, und zierlicher Reinheit des Styls, verdanke ich einen großen Theil meiner schriftstellerischen Ausbildung; aber ich verdankte diesem Vereine edler junger Männer noch mehr, die nähere Bekanntschaft mit meinem Gemahl. Auch er war einer der Jugendfreunde meines Bruders und ein Mitglied jener Gesellschaft. Ich lernte in seinen Aufsätzen seinen richtigen Verstand, sein feines Gefühl, seine tiefe Gluth für alles Gute, für das Wohl seines Vaterlandes und der Menschheit kennen und schätzen. Unsere Herzen begegneten sich in man-

cher gleichen Empfindung, in mancher übereinstimmenden Ansicht auf eine überraschende Art in unsern Aufsätzen. Wir fingen an, uns zu lieben, meinen Ältern war diese werdende Neigung kein Geheimniß, sie sahen sie wachsen und segneten sie, und ich ward im May des Jahres 1796 sein glückliches, noch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, von ihm zärtlich geliebtes Weib. Anderthalb Jahre darauf erfreute uns die Geburt eines wohlgebildeten Mädchens, die aber unser einziges Kind blieb. Einige Monathe nach ihrer Erscheinung verehlichte sich mein Bruder mit einer meiner Jugendgespielinnen, und kurz darauf starb unser guter Vater, nachdem er mehrere Monathe gekränkelt hatte, im Junius 1798. Nun blieben wir zwey jungen Paare bey meiner Mutter, und machten nur Eine Haushaltung aus, in einem bequemen Hause einer anmuthigen Vorstadt, das in seinem geräumigen Garten, und einer der ländlichen sich nähernden Lebensweise mir eine entfernte Verwirklichung meines Jugendwunsches both, und das wir noch bewohnen, da meines Mannes Geschäfte, als Regierungsrath, ihm nicht erlauben, den Sommer ganz auf dem Lande zuzubringen.

Nicht im Äußern meiner Verhältnisse, aber in meinem Leben als Dichterinn, begann nach meiner Verheirathung eine neue Periode. Mein Mann hatte so viele Freude an meinen kleinen Versuchen, daß er mich überredete, die Gleichnisse, welche er unter meinen Papieren gefunden und mit Interesse gelesen hatte, zu überarbeiten und herauszugeben, weil er dafür hielt, daß dieß Buch, besonders jungen Personen meines Geschlechtes, nützlich werden könnte. Ich erschrack vor diesem Gedanken. Außer einigen Kleinigkeiten hier und da in Almanachen war nie etwas von mir gedruckt erschienen, und diese hatten nur geringe Ansprüche gemacht. Nun aber sollte ich mit einer gewissen Anmassung auftreten, ein eignes Bändchen unter meinem Nahmen erscheinen lassen, mich in die Reihe der Autoren stellen! Es schien mir unmöglich; und nur nach langer Prüfung, und nachdem ich das Manuscript dem Urtheil einiger würdigen Gelehrten und vertrauten Freunde unterworfen und ihre aufmunternde Beystimmung erhalten hatte, erschien es zuerst im Jahre 1800. Es ward besser aufgenommen als ich gedacht hatte. Klopstock selbst, mit welchem meine Mutter, so wie mit Lavater, früher in

einem Briefwechsel gestanden, der nur ihrer schwachen Augen willen aufgegeben wurde, schrieb nach langer Unterbrechung über diese Gleichnisse einen sehr freundschaftlichen Brief an sie, und freute sich dieser Erscheinung. Eben so erhielt ich einige Jahre später vom Freyherrn von Nicolay sehr ehrenvolle Briefe, und das Geschenk eines seiner Werke, da er sich mit Vergnügen bey Erscheinung meiner Arbeiten der Frau erinnerte, welche er während seiner Anwesenheit in Wien 1782 als Kind oft gesehn hatte.

Dieser günstige Erfolg erweckte in mir die Lust, mich an etwas Anderem zu versuchen, und einen kleinen Roman zu schreiben. Ein Traum, (wie denn überhaupt viele meiner Erzählungen ihren Ursprung aus irgend einer kleinen Veranlassung, Anekdote — Traum — Bild — herleiten) gab mir die Idee zum Olivier, der zuerst aus Scheu in einem Almanach unter fremdem Nahmen erschien, und unter dieser Hülle in demselben Blatte arg mitgenommen wurde, in welchem er zwey Jahre darauf, als er mit meinem Nahmen einzeln abgedruckt wurde, viel Lob erhielt. Ich führe dieß nur beyher an, um zu zeigen, was ich mit Grund von jeher von

Recensionen, wie sie gewöhnlich sind, hielt, und zu halten Ursache hatte, obwohl ich für meine Person mich nicht über diese Herren zu beklagen habe, die größtentheils sehr artig mit mir verfuhren.

Nach einem größern Plan, aus heitern und trüben Erinnerungen meiner Jugend, aus manchen Charakterzügen und Gestalten, welche mir vorgekommen waren, mit jener Abänderung, welche die poetische Idealisirung zur Pflicht macht, entstand im Jahre 1803 Leonore. Ihr folgte, weil mein Mann es wünschte, und weil seine Freude an meinen Arbeiten mich hauptsächlich dazu antrieb, bald ein Bändchen der Idyllen, die ich meistens lange vor meiner Verheirathung gedichtet. Bald darauf erschien Ruth, die ich in einem sehr angenehm zugebrachten Winter zugleich mit Herrn Carl Streckfuß (bekannt durch frühere Werke, und jetzt durch seine meisterhafte Übersetzung des Ariost) der damahls in unserm Kreise lebte und eine Zierde desselben war, und gleichsam zur Wette mit ihm dichtete.

Um diese Zeit im Jahr 1804 verlor ich meinen edlen Bruder nach einer langen sehr schmerz=

haften Krankheit, nachdem auch ihm ein Paar Jahre früher seine sehr geliebte Frau der Tod entrissen, und die Wunden, welche jener Verlust schlug, nie ganz geheilt worden waren.

Der Nahme, welchen mir jene Arbeiten verschafften, und die Neigung meiner Mutter, welche auch die meinige war, gebildete Menschen um uns zu versammeln, hatten mittlerweile einen neuen Kreis sehr schätzbarer Männer um uns gezogen. Baron von Hormayr, Hofrath von Collin und sein Bruder, Regierungsrath von Ridler, Herr Director Vierthaler, Freyherr von Türkheim, Hofrath von Hammer, Director Füger, Herr Streckfuß, dessen ich schon erwähnte, und andre so wohl hiesige als fremde Gelehrte, oder sonst sehr gebildete Menschen, schloßen sich bald durch gesellige oder auch freundschaftliche Bande an uns. Baron von Hormayr führte mich in das, von mir bisher nicht genug beachtete, Gebieth der Geschichte ein, er lehrte mich mein Vaterland mit ganz andern Blicken betrachten, er veranlaßte mich so wie mehrere seiner Freunde, uns vorzüglich mit der Geschichte Österreichs zu beschäftigen, und die Gegenstände unserer Arbeiten aus derselben zu wählen. So entstan=

den meine meisten Romanzen und manche Erzählungen, und so wurzelte auch die Liebe zu meinem Geburtslande, dessen schönste Epoche unter Maria Theresia und Joseph II. mit der goldenen Zeit meiner Jugend zusammenfiel, und zu dem Fürstenhause, dessen hohe schöne Gestalten in ihrer herablassenden Milde mir aus früher Kindheit vorschwebten, wo ich mit meiner Mutter oft nach Hofe gekommen war, tief in meiner Seele.

Noch während der Lebzeit meines Bruders, und oft an seinem Schmerzenslager, um ihn zu zerstreuen, hatte ich Gibbons Geschichte vom Verfall des Römischen Reiches gelesen, und war von den kalten Ansichten, den schneidenden Urtheilen des sonst sehr geistreichen Verfassers über unsere christliche Religion tief verletzt worden. Der Wunsch, eine Geschichte zu erfinden, in welcher durch die Anordnung der Begebenheiten und die Richtung des Ganzen die Wahrheit ans Licht gestellt würde, welche eine unpartheyische Betrachtung der Geschichte uns lehrt, daß nähmlich das Christenthum höchst wohlthätig und beglückend auf die Veredlung der Menschheit gewirkt hat, gab die

Veranlassung zum Agathokles. Ich arbeitete über zwey Jahre daran, und er erschien 1808.

Das folgende Jahr 1809 war zu stürmisch für mein Vaterland, und daher zu schmerzlich für mich, als daß es irgend etwas von Bedeutung hätte in mir hervorbringen sollen. Aber im Winter 1810, nachdem jene Unglücksstürme vertobt hatten, und wir den traurigen Zustand unsers Vaterlandes mit Wehmuth betrachten konnten, regte jene allgemeine elegische Stimmung auch mich an, und ich schrieb die Grafen von Hohenberg, deren Elemente aus der Geschichte, den Gegenden und Sagen Österreichs zusammengesetzt sind, und die die Ansichten jener Zeit und ihre düstern Schatten, durch den Ton, der in ihnen herrscht, beurkunden.

Schon lange hatte mein Mann gewünscht, daß ich einmahl etwas dramatisches zu schreiben versuchen sollte. Mir schien diese Form die schwierigste; dennoch überwand der Wunsch, ihm Freude zu machen, meine Furcht, und ich arbeitete fast ein Jahr lang an dem Trauerspiel Germanicus, dessen Fehler ich jetzt sehr wohl einsehe, und weiß, was ihm gebricht, um theatralischen Werth zu haben. Mit der größten Vorsicht und unter dem strengsten Geheim-

niß wurde es der Direction überreicht, und im December 1812 im k. k. Burgtheater aufgeführt. Der zwar nicht rauschende aber darum unpartheyische Beyfall, den es dennoch erhielt, munterte mich auf, auf dieser Bahn fortzuschreiten, und so begann ich im verhängnißvollen Sommer von 1813 das Trauerspiel: Heinrich von Hohenstauffen. O wie viel heiße Thränen floßen dem Schicksal Deutschlands und meines Vaterlandes während der Beschäftigung mit den vier ersten Acten! Die Nachricht von dem Siege bey Kulm richtete zuerst den gesunkenen Geist wieder auf, und ich endigte den fünften Act im Vorgefühl des Triumphs. Diesem Stücke ward eine Ehre und Aufnahme, deren sich nicht leicht ein Anderes erfreuen konnte; denn die Direction war so gütig, es zur Benefizvorstellung für die in der Leipzigerschlacht verwundeten Krieger, drey Tage nach der Ankunft des Couriers, während ganz Wien im Taumel der Freude schwamm, und halb Europa in unsern Jubel einstimmte, mit großer Feyerlichkeit aufführen zu lassen. Die vollständige Erleuchtung des Schauspielhauses, das Bild des Monarchen, welches während des Prologs auf dem Theater stand,

die Anwesenheit des ganzen übrigen Hofes, das Lied: Gott erhalte den Kaiser, das unter dem ungestümmsten Vivatrufen abgesungen wurde, Alles stimmte die Gemüther im Voraus günstig, das Stück wurde mit lautem Beyfall aufgenommen, jede, einer Deutung fähige, Stelle aufgefaßt, und so konnte ich wohl sagen: die mit Thränen säeten, werden mit Frohlocken ernten.

Eine günstige Verkettung der Umstände, brachte mich auch in freundliche Verhältnisse mit den meisten und vorzüglichsten Schriftstellerinnen meines Vaterlandes. Frau von Batsany, mehr und früher unter ihrem Familiennahmen Fräulein von Baumberg bekannt, war in meiner Jugend eine meiner liebsten Gefährtinnen; ihre nachmahligen Schicksale führten uns auseinander. Späterhin lernte ich Frau von Weissenthurn, Freyinn Maria von Zay, Frau von Neumann und Fräulein Therese von Artner, in der literarischen Welt bekannt unter dem Nahmen Theone, kennen und achten, und mit der letzten verband mich eine wunderbare Übereinstimmung der Gemüther zu einer innigen Freundschaft. In allen diesen Frauen lebte

jene Achtung für echte Weiblichkeit, Häuslichkeit und Ordnung, welche allein, nach meinem Gefühl, weiblicher Schriftstellerey ihren wahren Werth und den Freybrief gibt, unter welchem sie sich, ohne gerechten Tadel zu fürchten, der Welt zeigen darf.

Noch hatte bis zum Jahr 1815 der gütige Himmel meiner trefflichen Mutter das lange ehrenvolle Leben in ziemlich heitern Schicksalen gefristet, bis sie, die die Stürme des Vaterlandes mitgetragen, auch seine Rettung und seinen erneuerten Glanz wieder gesehen. Sie starb im Jänner des obengenannten Jahres, bey übrigens vollkommner Gesundheit, und im Besitz aller ihrer reichen geistigen Kräfte, geachtet und verehrt von Allen, die sie gekannt, ganz so, wie sie es oft gewünscht, an einem Schlagfluß, mitten in dem regen freudigen Leben, welches der Congreß zu Wien verbreitete, dessen mancherley Annehmlichkeiten durch interessante Bekanntschaften und lebhafte Geistesanregungen sie noch in ungestörter Heiterkeit genossen hatte.

Seitdem habe ich manche Erzählung, einige dramatische Arbeiten, und bey geselligen und öffentlichen Veranlassungen manches klei-

ne Gedicht gemacht, und die Sammlung meiner Arbeiten ist in vier und zwanzig Bänden erschienen. Meine letzte größere Arbeit bis jetzt, und wahrscheinlich wohl für mein Leben, welches sich schon jenem Alter naht, wo man sich freywillig ein Ziel stecken soll, um sich nicht selbst zu überleben, war der Roman in vier Bänden: Frauenwürde, in welchem ich manche Beobachtung und Erfahrung meines ziemlich langen Lebens ebenfalls mit Veränderungen niedergelegt habe, welche Klugheit und poetische Behandlung unerläßlich machten. Möchte er das Gute stiften, welches ich dabey beabsichtigt, und indem ich ihn durch die zweyte Hälfte das Motto aus Schillers Braut von Messina: Der Übel größtes aber ist die Schuld, gleichsam zum Gegenstücke des Agathokles bestimmt habe, auf dem die erste Hälfte jenes Spruches steht, mir auch so viele Freude und Beruhigung, wie dieser gewähren, aus welchem manches leidende Gemüth, wie mir zu oft schriftlich und mündlich versichert worden ist, als daß ich es bloß für Schmeicheley halten sollte, Trost, manches zweifelnde Ruhe geschöpft hat, und manches gute Herz mir in der Ferne gewonnen ward!

Zwey Briefe

über

die Stoa und das Christenthum.

I.

Lucidor an Adrast.

Es war eine Zeit, mein verehrter, väterlicher Freund, wo das Wohlwollen des Himmels mir vergönnte, in Ihrer Nähe leben, mit jedem Zweifel oder Anliegen meines unerfahrenen Herzens zu Ihnen flüchten, und mir bey Ihnen Rath und Beruhigung hohlen zu können. Diese wahrhaft schöne Zeit ist vorbey, ich bin Ihrer unmittelbaren Leitung entwachsen, und nun sollte ich doch meinen, das Bedürfniß dieses Rathes hätte mit jener Epoche aufgehört; der Jüngling, der seinen Standpunkt in der Welt bereits erkohren, seinen Wirkungskreis eröffnet hat, sollte auch in moralischer Hinsicht allein stehen, und in der eignen Brust den Gott suchen und finden, der ihn in jedem vorkommenden Falle sicher und fest durchs Leben leiten

könnte. Das hoffte und glaubte ich auch, und glaubte es um so sicherer, als schon in früherer Jugend, sobald ich mich unter Ihrer Anleitung mit den Alten vertraut gemacht hatte, jene Philosophie und Ansicht der Welt und unsers Verhältnisses gegen den Urheber des Ganzen mich unwiderstehlich angezogen, und gleichsam alle meine Seelenkräfte gefangen genommen hatte, in welchen ich die festeste und unwandelbarste Richtschnur für mein ganzes Leben zu finden, und sie ferner praktisch auszubilden und in meinen Handlungen darzustellen mir mit Zuversicht schmeichelte. Die Stoa war es, deren strenge und erhabene Lehren mein damahls noch unerfahrnes Gemüth blendend anstrahlten, deren ernste Forderungen mich hinrissen, deren glänzende Bilder von menschlicher Würde, und den Kräften, welche in uns liegen sollten, mir ein schmeichelhaftes Gefühl meines eigenen Vermögens, und, indem sie unendlich viel von der sterblichen Natur forderten, ihr eben dadurch die Gewährleistung ihrer eingebohrnen Kraft, und hohen Bestimmung gaben. Unterwürfig gegen jene unbekannte Macht, die das Weltall nach eigenen, von ihr selbst gegebenen und unabänderlichen, Gesetzen regiert, und welche ab=

wechselnd Schicksal, Vorsicht genannt wurde; überzeugt, daß ich auf nichts zählen konnte, was außer mir lag, und nicht von meinem Willen abhing; gestählt gegen das Glück, das mir nichts von dem rauben konnte, was wahrhaft mein war; nicht unempfindlich aber unüberwindlich gegen den Schmerz, den ich für kein wahres Übel erkannte, kämpfte ich muthig, aber oft mühevoll, gegen die Verlockungen der Sinnlichkeit, die Verführungen fremden Beyspiels, die eigene Schwäche des Temperaments und der Leidenschaften, nahm mein Gefühl unter der strengen Nothwendigkeit gefangen, gestattete mir keine Klage, und hielt mich für keine ernste Ausnahme von den ernsten Gesetzen, denen Alles unterworfen ist, was sterblich ist, achtete in meinen Nebenmenschen die Würde der menschlichen Natur, betrachtete die Güter der Welt, selbst die edelsten und besten, wie Freundschaft und Liebe, als ein geliehenes Gut, das das Schicksal wieder fordern konnte, wie es sie gegeben, und hielt mich in stiller Vergegenwärtigung dieses möglichen Verlustes, zur willigen Entsagung bereit. Den Tod fürchtete ich nicht; denn er war mir entweder der Geburtstag der Ewigkeit, oder we-

nigstens das Ende aller irdischen Mühseligkeiten, und ich glaubte ihn auf keine Art vermeiden zu müssen. So meinte ich für mein Wohlseyn auf dieser Welt, und meine Hoffnungen nach dem Tode mit gutem Erfolge gesorgt und meine Seelenruhe, diese würdigste und allein ziemende Stimmung des Weisen am besten befestigt zu haben. Ich war nicht glücklich; aber sollte das der Staubgeborne seyn? Indessen glaubte ich doch ruhig und mit mir selbst Eins zu seyn.

Vor der christlichen Religion, in welcher ich erzogen, und in früher Kindheit sorgfältig unterrichtet war, lebte eine tiefe Ehrfurcht in meiner Brust; doch hatte ich sie seit jener Zeit nur in ihren Hauptzügen betrachtet, ohne mich um den Grund ihrer Lehren und ihre eigenthümlichen Forderungen viel zu bekümmern, indem ich diesen im Allgemeinen durch Gott fürchten, Recht thun und Niemand scheuen ein volles Genüge zu leisten vermeinte, und in den Grundsätzen jener philosophischen Secte, zu welchen meine ganze Individualität sich mächtig hinneigte, keinen Widerspruch mit ihren Lehren im Allgemeinen fand. Es war der Geist der Zeit, der mich damahls, wie alle meine Zeit=

genossen, beherrschte. Ich bekannte mich zur christlichen Religion, weil ich in derselben geboren worden war, weil meine Vorväter, weil meine Mitbürger sich dazu bekannten, und ich hätte mich, wie ich damahls glaubte, mit eben der Ruhe und dem Nutzen für mein Seelenheil auch in der mohamedanischen Religion befinden und betragen können, wenn es das Schicksal gewollt hätte, daß ich in Constantinopel geboren worden wäre. Ich wußte ja — Religion, Erfahrung und Bewußtseyn sagten es mir — daß Gott nicht aufs Äußerliche sieht, daß in jedem Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm, und nur die Schuld der Übel Größtes ist.

So durchlebte ich, frey, sicher, und mit mir selbst einstimmig die Jahre des Erkennens, Strebens und rühriger Wirksamkeit auf den Universitäten, unter kräftigen Gefährten und lebensmuthigen Freunden, welche alle, mehr oder minder deutlich, nach Charakter und Bildungsstufe ihres Geistes, sich zu demselben Systeme bekannten, und es in einer rüstigen Weltansicht und Lebensweise befolgten. Damahls waren Sie noch Zeuge meines Thuns und Denkens, ließen mich gewähren, Geist und Gemüth

sich frey entfalten, und hatten früher denselben Grundsätze gegeben, die Sie, das wird Ihnen mein Herz ewig danken, keine schädliche Richtung fürchten ließen, indem zugleich in schwierigen Fällen Ihre freundschaftliche Theilnahme wie Ihr väterlicher Rath mir immer nahe und zugänglich war. Goldne Zeit einer frischen, kräftigen Jugend und innerer Sicherheit! Wie ein verschwundenes Paradies liegt sie hinter mir!

Zurückgekommen aus diesem bewegten Leben, unumschränkter Herr meines Vermögens, in die bürgerliche Wirksamkeit meines Berufs eingetreten, in meiner Vaterstadt von tausend früher bestandenen, oder jetzt erst angeknüpften Beziehungen und Berührungen angesprochen, fing ich an, in der neuen Welt, die mich umgab, mich umzusehen. Andere Sitten, andere Ansichten, als die mich auf der Universität umgeben hatten, gewahrte ich von allen Seiten, und mit Erstaunen, ja im Anfange mit Widerwillen bemerkte ich den überall vorschlagenden Geschmack der Zeit für tiefere Religionsbegriffe, ja für Mysticismus, den wir Bursche so oft in Spott von dem Englischen Mist (Nebel) abzuleiten gepflegt hatten. Mißbilligend wand-

te sich mein Geist, an Philosophie und freye Untersuchung gewohnt, von diesen auf blinder Unterwürfigkeit und unentwickelten Gefühlen beruhenden Zufriedenheit der Gemüther ab. Ich wollte nichts von alle dem wissen, ich suchte es zu bekämpfen, wo es mir entgegen trat, und in diesem Kampfe selbst ward es, durch die Beschäftigung meines Geistes damit, dennoch unwillkührlich ein Gegenstand meiner Aufmerksamkeit, meiner Untersuchung. Geistreiche, würdige Männer traten zuweilen als meine Gegner auf, welche mir bisher ganz unbekannte Aussichten, wie in eine mir gleichsam fremde Welt überirdischer Hoffnungen, frommen Friedens, und innigeren Umgangs mit der Gottheit öffneten. Es wurde mir klar gemacht, daß derjenige, der über so Manches, was ihm ferne gelegen, reif und streng nachzudenken für seine Pflicht gehalten hatte, sich nicht der viel höheren entziehen könne, auch dasjenige seiner ernstesten Untersuchung zu würdigen, was für jeden denkenden Menschen das erste und wichtigste sey, unser Seelenheil, wie die Frommen sprechen — die Auseinandersetzung unserer Bestimmung hiernieden, und unsers wahren Verhältnisses zur Gottheit und zu dem großen

Ganzen, wie der Philosoph sagt. Man gab mir Bücher, man redete darüber mit mir, Gedanken erwachten, verklungene Gefühle wurden laut, manches Bild frommer Kindheit kehrte zurück, und bald fand ich mich umfangen von Begriffen und Empfindungen, die theils neu zu mir gekommen, theils alt, und wie aus tiefem Schlafe erwacht, hell und doch verwirrend vor mir standen. Ich sah meine bisher treue Begleiterinn, die stoische Philosophie, unwillig in ihren rauhen Mantel gehüllt, aus diesem Kreise blinden Glaubens und sclavischer Demüthigungen sich entfernen. Sie konnte nicht mehr bleiben, ihr Scheiden that mir weh, und durfte ich es verhindern? Es erhob sich ein Kampf in mir, der noch nicht geschlichtet ist, und den allein zu schlichten ich mich außer Stand fühle. Das ist es nun, warum ich zu Ihnen komme, um, wie ich am Eingange meines Briefes sagte, das alte Verhältniß zu erneuern, und jetzt, wo ich allein stehen, und meine innere Ruhe längst begründet haben sollte, wieder bey Ihnen Rath und Hülfe zu suchen.

Ich erkenne, daß es nicht mehr beym Alten bleiben kann. Das Christenthum ist mir in ei=

nem Lichte, in einer Würde und strengen Hoheit erschienen, worin ich es früher nicht gekannt, wovon in meiner Kindheit nur fragmentarische Ideen, einzelne Strahlen, wenn ich so sagen darf, in das Dunkel meiner Seele fielen, aber doch fest genug hafteten, um jetzt wieder in alter Klarheit hervorzubrechen, und ein ganzes Gefolge verklungener Gefühle mitzubringen, die mit ihnen erwacht waren. Ich kann mich diesem Lichte nicht entziehen, das in mein geistiges Auge dringt; ich kann nicht läugnen, was seit achtzehnhundert Jahren überzeugend genug seine Kraft zur Veredlung und Beruhigung der Menschheit erwiesen, was in seinen Grundzügen zu bezweifeln mir ohnedieß nie eingefallen war, und was eigentlich Niemand bezweifeln kann, der nicht allem historischen Glauben den Abschied geben, und einen Skepticismus einführen wollte, den man sich bey keiner andern Wissenschaft erlauben, und durchaus im Verkehr des gewöhnlichen Lebens unstatthaft finden würde. So weit war ich leicht zum Einverständniß und zur Billigung alles dessen, was mir Menschen und Bücher sagten, zu bringen. Aber nun ging es weiter. Auf diesen Grundlagen wurde ein System aufgeführt, zu for-

dernd, zu demüthigend, als daß es dem Lehrling der Stoa hätte gefallen können, und zu consequent, als daß es nicht der Verstand, trotz allen Einwendungen, welche vorgefaßte Gunst und Meinung machten, hätte gelten lassen, und noch bewundern müssen. Welche Folgerungen und mit welcher Strenge man sie daraus zieht, zeige ihnen folgende Stelle, die ich im deutschen Musäum, Jänner 1812, über Fr. H. Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung gefunden.

» — — — — Die stoische Tugend, durch welche der vollkommene Mann im Bewußtseyn der eigenen Kraft sich selbst bezwingt und beherrscht, der Natur getreu und dem Schicksale gehorchend, die Gottheit in der eigenen Brust verehrend, nur im Bewußtseyn und im innern Hochgefühl den Lohn suchend, und, wo dieß versagt ist, durch einen selbstgewählten Tod sich selbst befreyend, — und die christliche Frömmigkeit, welche in Demuth und Ergebung, voll ängstlicher Sehnsucht und kindlicher Furcht auf höhere Mithülfe und göttliches Mitleid vertrauend, sich selbst zu entfliehen, und die verlorne Seligkeit wieder zu er=

langen trachtet, Beyde sind eben so verschieden, wie das alte Fatum, ein nothwendiges Wesen ohne Persönlichkeit und ohne Mitgefühl, und der lebendige Gott der Gerechtigkeit und der Gnade, mit welchem das Christenthum uns in Verbindung setzt, eben so verschieden, wie ein eitles Wissen, das sich in leeren Formen und Formeln aufbläht, und das Ahnen Gottes in einem erleuchteten Geiste, und sein Hinblicken und sich Verlieren in die unerforschten Tiefen seiner Barmherzigkeit, kurz, so verschieden, wie Vernunft und Offenbarung.«

So sollen wir also gar nichts aus uns selbst vermögen? So soll Zernichtung unseres Willens (bisher mein stärkster Schild und meine Schutzwehr gegen Unglück und Unbild) eine nothwendige Leistung unserer Demuth und Selbstkenntniß seyn? Alle unsere Kraft, ja jede gute Regung und jeder Antrieb zum Rechten soll Geschenk des Himmels, unverdiente Gabe, freye Gnade seyn? Von uns soll nichts als Böses stammen, unser Streben nichts, oder wenn Etwas, doch nichts Gutes seyn? Nur Verderben und Sünde, angeerbt vom ersten Stammvater unsers Geschlechts, nur Tod soll in uns seyn; wir sollen Leben, Tugend, Wür-

de, Verdienst von Oben erhalten, und zum Sühnopfer eines Gottmenschen unsere Zuflucht nehmen müssen, um nicht ganz verworfen zu seyn?

Furchtbare Lehre! Vernichtender Ausspruch! Und jene Kraft, die mich erhob und trug, und jener freye Wille, der unerschüttert und gegen Schicksal, Menschen und Naturkräfte unbezwingbar da stand, und jene Selbstgenügsamkeit, die auf sich selbst beruhend, zu ihrem Glück wie zu ihrer Würde und Selbstschätzung nichts außer sich bedurfte, und jener erhebende Gedanke, in den Rathschlüssen der ewigen Weisheit unsere Ansichten, in ihren Gebothen den Ausspruch unserer Erkenntniß zu finden; Alles dieß wäre ein Irrwahn, stolze Anmaßung, nichtiger Traum heidnischer Aufgeblasenheit?

O Adrast! Adrast! Mein theurer Lehrer! Sehen Sie Ihren ehemahligen Schüler jetzt wieder, wie so oft in früherer Zeit, Raths bedürftig vor sich! Er findet sich in einem Labyrinth befangen, aus welchem s e i n e Vernunft ihm keinen befriedigenden Ausweg zeigt; er sieht sich in der harten Nothwendigkeit, ein lange mit Liebe, und, wie er hoffen durfte, mit glücklichem Erfolge gehegtes System, das

ihm, wo nicht Seligkeit und süßen Frieden, doch feste Haltung und eine sichere Richtschnur seines Verhaltens gewährte, aufopfern, und seine Selbstständigkeit, gewiß das Höchste, was der Mensch besitzt, an eine unerbittliche Lehre verlieren zu müssen, die, wenn man ihr einmahl die ersten Elemente zugibt (und zugeben muß) mit unausweichbarer Consequenz daraus folgende Schlüsse zieht, und uns keine Ausflucht, ja nur die Wahl läßt, entweder Alles anzunehmen, oder Alles zu verwerfen. Zu Ihnen flüchtet daher mein Geist. Öffnen Sie mir einen Weg, zeigen Sie mir einen leitenden Faden, und dankbar, wie ehemahls der Jüngling, wird der reifende Mann die Ruhe seines Gemüths von Ihnen empfangen!

II.

Adrast an Lucidor.

Ihr Brief, mein jugendlicher Freund, hat mir eine halb ernste, halb frohe Stunde gemacht. Mit Vergnügen sah ich mich durch denselben wieder in die gute Zeit versetzt, wo wir zusammen lebten, ich der Vertraute Ihrer Gedanken, Gefühle und Zweifel war, und Sie, trotz mancher unwilligen Regung, mit der Sie zuweilen meine strengeren Ansichten aufnahmen, doch dem ältern Freund kindlich zugethan blieben. Zugleich aber kam eine wehmüthige Empfindung über mich. Ich sah Sie nun auf dem Scheidewege, oder vielmehr in dem unausweichbaren Übergang, zu welchem Jeder gelangt, der nicht gedankenlos durchs Leben zu gehen gewohnt ist. Längst schon hatte ich Sie auf selbem erwartet, längst der Periode entgegengesehn, die nun

eingetreten ist. Die heitere Zeit munterer, unbekümmerter Jugend ist vorüber, die Welt in ihren wahren Verhältnissen macht ihre Ansprüche an Sie geltend. Was Ihnen einst an Grundsätzen und philosophischen Ansichten genügte, weil es für Ihren damahligen Bedarf ausreichte, hält nun nicht mehr Stich. Die Natur des Menschen, die gesellschaftlichen Beziehungen sind anders, als Sie sie auf der Universität sich dachten, und in den vielfach verschlungenen Berührungen wollen jene scharf durchschneidenden Lehren, die manchen Knoten des Moralgesetzes, statt ihn zu lösen, durchhieben, nicht mehr passen. Der Weltglaube, wenigstens der abendländischen Welt, in der wir leben, tritt lebendig vor Sie hin; Sie können sich seinen Einflüssen, die Sie rings umfangen, nicht entziehn, Zweifel steigen auf in Ihrer Brust, das Alte fällt, wie loses Tünchwerk, ab, und das Neue sich anzueignen und sich bequem darin zu bewegen, ist Ihnen noch nicht möglich.

Das ist ein Zustand, den ich wohl kenne, in dem ich mich ebenfalls befunden, und Sie theilen, wie meine Erfahrung mich lehrt, hierin nur das allgemeine Schicksal jedes besseren Gemüths. So wie es aber eine angenehme Be-

schäftigung, ja eine Art von Pflicht für den Reisenden ist, der einen gefahr= oder beschwerdevollen Weg glücklich zurückgelegt, seine Begegnisse, so wie die Kräfte und Mittel, die er angewandt, um sich mit Erfolg durch dieselben durchzuhelfen, dem Nachfolger freundlich mitzutheilen, so fühle ich mich jetzt von Ihren Klagen aufgefordert, Ihnen die Ansichten zu eröffnen, die mir einst in gleichem Falle erleuchtend aufgingen, und Sie auf den Gesichtspunct zu stellen, von welchem aus, wie ich hoffe, das gehörige Licht in die dunkeln Räume fallen, die verworrenen Begriffe sich an ihren wahren Platz ordnen, und die ganze ängstliche Ungewißheit sich zu Ihrer Zufriedenheit auflösen soll. Ich will es, ich wünsche es wenigstens. Gelingt es mir nicht, so glauben Sie gewiß, mein Freund, daß die Schuld nicht an der Sache, sondern an meiner Auffassung liegt, und daß ich nur nicht im Stande bin, was hell und deutlich in meinem Innern steht, Ihnen auch eben so hell vor die Augen des Geistes zu stellen.

Sie klagen über den auffallenden Widerspruch, den Sie zwischen den Lehren der Stoa und des Christenthums, wie zwischen den ganz entgegengesetzten Forderungen finden, die jede

derselben an die moralische Kraft des Menschen stellt. Sie meinen, es wäre unmöglich beyden zugleich zu dienen, Sie können sich auf dem Puncte der geistigen Erleuchtung, auf dem Sie jetzt stehen, nicht den Anforderungen des Glaubens Ihrer Väter entziehen, und es thut Ihnen leid, nicht allein den ernsten Lehren, die Ihnen einst Sicherheit des Handelns gewährten, zu entsagen, sondern diese noch dazu auf gewisse Weise verunglimpft, ja verdammt zu sehen.

Wenn ich Ihre Gemüthslage so erwäge, finde ich Sie, junger geliebter Freund, allerdings zu beklagen. Aber lassen Sie uns sehen, ob, was so schlimm scheint, denn auch wirklich so schlimm ist, und ob sich nicht ein Mittelweg finden lasse, diese beyden streitenden Kräfte zu vereinigen, und aus Beyden zusammen ein Ganzes zu machen, so, daß der Christianismus mit freundlicher Toleranz die bekehrte Heidinn unter seine Fahnen treten lasse, und die Stoa gern ihrer antikbarschen Weise, ihrem ungemessenen und ungegründeten Stolz entsage, um aus jener Händen sanftere Tröstungen und seligere Hoffnungen zu empfangen.

Es ist unstreitig, daß die großen Fragen:

Wer bin ich? Woher bin ich? Wohin gehe ich? den Ursprung und Inhalt aller Religionen, so wie aller philosophischen Systeme ausmachen, und der Zweck beyder: die Erreichung der möglich größten Glückseligkeit ist, Glückseligkeit in höherm oder gemeinerm Sinne, je nachdem das Gemüth des Philosophen seinem erhabenen Ursprunge näher oder ferner stand, und die Befriedigung des uns Allen angebornen Durstes nach Glückseligkeit in innern oder äußern Gütern suchte. Auch die Religionen, so verschieden sie nach Zeiten, Räumen, Völkern waren, sind alle zusammengesetzt aus mehr oder minder dunkeln Vorstellungen von einem unbekannten, mächtigen Wesen, dessen unentfliehbare Gewalt der Wilde in den Einflüssen der Jahreszeiten, der Elemente u. s. w. fühlte, von unsern Pflichten gegen dasselbe und unsere Nebenmenschen, und von einer gerechten Vergeltung unserer guten oder bösen Handlungen in dieser und jener Welt. Sie streben Alle nach demselben Ziele, nach Glückseligkeit, die sie ihren Sterblichen entweder bloß hier oder auch jenseits in einem künftigen Daseyn verheißen.

So lange die Cultur des gesammten Men-

schengeschlechtes noch nicht jene Stufe erreicht hatte, wo der Geist, auf Kosten seines irdischen Gefährten ausgebildet und gepflegt, in eine Art von streitendem Verhältniß mit ihm tritt, so lange die Götter, nur um weniges über die Menschen erhaben, eigentlich bloß eine Personification erhöhter, physischer Kräfte, der einzigen, welche den rohen Sterblichen wichtig schienen, waren; so lange die Sclaverey des zahlreichsten Theiles der Menschheit, durch Übernahme der beschwerlichsten Arbeiten, der Classe der Freyen den Aufschwung ihres Geistes viel leichter und heiterer machte; so lange endlich eine der Natur nähere Lebensweise, Gymnastik, Baden und Bewegung in freyer Luft die Gesundheit aufrecht, und die Ausbildung des Körpers mit der geistigen ziemlich parallel erhielt, so lange blieb auch der Mensch in Harmonie mit sich und der äußern Welt, war ein vollständig entwickeltes Wesen, sah sich selbst und Alles um sich her in objectivem Lichte, suchte sein Glück im irdischen Wohlbefinden, und stellte sich seinen Zustand nach dem Tode als eine Fortsetzung seines gegenwärtigen Lebens vor, wo Lohn und Strafe ebenfalls nach sinnlichen Begriffen zugemessen waren. Noch

ahneten nur wenige höhere Geister ihre eigentliche Bestimmung, und fühlten den Gegensatz der Realität mit der Idee, und diese seltenen Menschen, wie Socrates, Pythagoras, Plato, stehen noch jetzt wie einsame Cedern über das niedrige Gebüsche erhaben, von ihrer Mitwelt meist unverstanden, vor uns, und zeigen, daß jener moralische Dualismus des Menschen wohl tief in seiner Natur vorhanden, aber von Sinnlichkeit und voller Genußfähigkeit übertäubt war.

Als die Cultur nach und nach in Jahrhunderten weiter schritt, die römische Welt durch ungeheure Eroberungen, ungeheure Verbrechen und ungeheure Schwelgereyen von der ehemahligen Höhe republicanischer Tugenden herabgesunken, von nichtswürdigen Tyrannen unter die Füße getreten, und schon nahe daran war, eine Beute der sie umlaurenden Barbaren zu werden, da wurde, was bisher nur einzelne Wenige erkannt hatten, allgemeineres Dafürhalten, daß nähmlich die wahre Glückseligkeit so wie die wahre Würde des Menschen, ohne welche jene nicht dauernd seyn kann, nicht im Genusse sinnlicher Freuden, und auch nicht in jener klugen Mäßigung desselben, die Epikur lehrte, bestehen könne. Ein schmerzliches Ge-

fühl ließ sie die verlorene Würde ihrer bessern Ahnen, die gebrochene Freyheit ihres Vaterlandes beklagen. Rom war unterjocht, die Zeit ernster Tugend und erhabener Selbstständigkeit vorüber, der bessere, vom Zeitalter nicht, oder nicht so sehr befleckte Römer strebte ein Schattenbild der verlorenen Größe, die er außer sich vergebens suchte, in sich darzustellen.

Der Mensch konnte, folglich sollte er frey seyn, auch wenn er in Ketten geboren war. Der Sclave Epiktet war ein solcher Freyer, und die stoische Philosophie, zu welcher er sich bekannte, der sicherste Weg, um zu dieser innern Unabhängigkeit zu gelangen, nachdem die äußere zu Grunde gegangen war. So war Cato, der letzte Römer, ein stoischer Philosoph, von welchem Lucian sagt *): Sein Mahl war, den Hunger zu stillen, und seine kostbare Kleidung, eine zottichte römische Toga, um die Glieder geschlagen. Er konnte die Frey-

*) Huic epulae, vicisse famem; magnique penates,
Submovisse hyemem tecto; pretiosaque vestis,
Hirtam membra super Romani more Quiritis
Induxisse togam.

Lucan. II. 384 — 387.

heit, deren Ideal in seiner Brust lebte, nicht mehr in der wirklichen, verderbten Welt herstellen, und entzog sich der Dienstbarkeit, die dem Vaterlande und ihm drohte, durch den Tod.

Auch andere reiche und vornehme Römer, an ihrer Spitze Seneca, der Philosoph, fühlten schneidend den Gegensatz von der alten, freyen, tugendhaften Zeit zu der Entartung ihrer Umgebungen, sie straften diese in ihren Reden und Schriften, wie aus dem finstern Tone des Tacitus hervorgeht, der überall, und besonders in den Sitten der Germanen, seinen Landsleuten einen strafenden Spiegel vorhält, und suchten sich von den unsichtbaren aber drückenden Fesseln der Leidenschaften, Lüste, Gewohnheiten, der falschen Scham des Zeitalters (wenn man Säculum so übersetzen darf) welche sie Andere neben ihnen zu Boden, und unter das Joch der Tyrannen beugen sahen, zu befreyen. Sie strebten ihre Ruhe, ihre Selbstständigkeit und innere Würde herzustellen und zu behaupten, weil sie nur in denselben ein wahres Glück zu finden wußten, sie erkannten die Unzulänglichkeit aller äußern Mittel zu diesem großen Zwecke, ein höheres Licht erleuchtete sie nicht, von Nirgends her wußten sie Kraft

und Unterstützung zu hohlen; so suchten und fanden sie sie (wenigstens zum Theil) in der eigenen Brust, in dem starken Willen. Aus dieser kleinen aber kräftigen Wurzel sollte sich nun der Baum der Glückseligkeit erheben, und allen Stürmen des innern und äußern Lebens Trotz biethen. Nichts war Übel als das Unrecht, Unabhängigkeit von äußerer Gewalt und innern Leidenschaften das höchste Gut, und jene (die äußere Gewalt) nicht mehr zu fürchten, sobald uns keine falsche Ehre, keine Furcht vor Schmerz und Tod beherrschten. Wer zu sterben wußte, durfte nicht dienen; wer keines äußeren Guts bedurfte, bedurfte auch keines Gönners, keiner Unterstützung, konnte Königen trotzen, und die Trümmer einer stürzenden Welt furchtlos über sich zusammenbrechen sehen *).

So war die kalte, helle Höhe beschaffen, auf welche der Stoiker sich zu erheben trachtete. Ob er, ob je ein Mensch sie erreicht habe, erreicht haben könnte, und von welchen Wirkungen es aufs Ganze gewesen wäre, wenn dieses

---

*) Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.

Horat.

System allgemeine Richtschnur für Viele oder Alle geworden wäre, wollen wir später untersuchen. Jetzt sey es genug, zu zeigen, daß sie etwas Großes, Edles gewollt, und was auch dem Sinn, nicht bloß den Worten nach (wie der heil. Franciscus von Sales einmahl bey einer ähnlichen Gelegenheit zu dem Bischof von Belley sagte) doch nicht so ganz verschieden von den Lehren unserer heiligen Religion, keineswegs aber ihnen so ganz entgegengesetzt war, wie jene Stelle aus dem Musäum behaupten will. Hier ist die Meinung des frommen Bischofs von Genf *), eines Mannes, der als Mensch, als Christ, als Priester und als Gelehrter uns eine helle Leuchte auf dem Lebenspfad seyn kann, aus dessen Schriften ich manchen Trost, manche Erhebung, manche heilsame Vorschrift oder Lehre geschöpft habe, und die ich Ihnen hiermit sehr eifrig als ein überaus nützliches Buch empfohlen haben will.

»Einst fragte ich ihn (es ist der Bischof von Belley, welcher spricht) um seine Meinung über folgenden Satz des Seneca: »Wer sich irdener

*) Esprite de François de Sales.

Gefäße so zufrieden und genügsam bedient, als wenn es silberne wären, ist großherzig; viel großherziger aber ist der, der auf silbernen eben so gleichgültig speiset, als wenn es irdene wären.« Er gab mir zur Antwort: »Dieser Philosoph hat Recht, so zu sprechen; denn der Erste hüllt sich in eine leere, eingebildete Größe, die leicht zur Eitelkeit verleiten kann; der Zweyte hingegen beweist, daß er viel zu hoch stehe, als daß Reichthümer ihm von größerm Werthe seyn sollten, als der Staub auf den Straßen.«

»Da ich aber hierauf fortfuhr, diesen Philosophen zu preisen, und meinte, seine Sätze näherten sich sehr denen des Evangeliums, antwortete er: »Ja, dem Buchstaben, aber nicht dem Geiste nach.« Warum das? fragte ich ihn. Weil, erwiederte er, der Geist des Evangeliums will, daß wir uns selbst verlassen, um uns der Tugend und Christo zu ergeben, daß wir uns selbst verläugnen, um allein und gänzlich nur von seiner Gnade abzuhängen, wo hingegen dieser Philosoph uns immer auf uns selbst zurückweist, und nicht will, daß seine Anhänger ihre Zufriedenheit und ihr Glück wo anders hernehmen, als eben aus sich, was doch ein

augenscheinlicher Hochmuth ist. Der weise Christ muß in seinen eigenen Augen geringe seyn, so geringe, daß er sich für nichts achtet; statt dessen will dieser Philosoph, der Weise soll sich einbilden, über alle andern Wesen erhaben, der Herr des Weltalls, und der Schöpfer seines eigenen Glückes zu seyn. Eine unerträgliche Eitelkeit!«

Sie sehen aus dieser angeführten Stelle, daß manche Andere, so wie der hier zurecht gewiesene Herr Bischof von Belley, so ziemlich meiner Meinung waren, und zwischen den Lehren der Stoa und des Christenthums viele Ähnlichkeit fanden. So wenig ich nun mich anmaßen möchte, einen Mann, wie der heil. Franciscus von Sales, der in so vielen Beziehungen hochehrwürdig vor uns steht, zu widersprechen, so wage ich doch zu behaupten, daß er bey diesem Ausspruche selbst zu sehr bey den Worten der Stoiker stehen geblieben sey, und ihren wahren, tiefen Sinn, den Quell, woraus ihre Sehnsucht, so wie ihr Bestreben, diese zu stillen, geflossen ist, einer genauern Prüfung nicht recht gewürdigt habe. Jene Stelle aber in dem Musäum scheint mir ganz oberflächlich und bloß darum geschrieben worden zu seyn,

um den Christianismus auf Kosten der erhabensten, und von alt und neuer Zeit verehrten Philosophie ein wohlgefälliges Opfer zu schlachten. Nein, mein jugendlicher Freund, wohl verschieden, aber nicht entgegengesetzt in ihren Grundmeinungen finde ich Stoa und Christenthum. Die Sehnsucht nach einem bessern Zustande, als die Erde geben konnte, war damahls in den edlern Gemüthern aufgewacht. Düster und bitter gestimmt von dem Anblick der sie umgebenden lastervollen Welt, strebten ihre Seelen aufwärts in unbekannte Höhen; ein Widerspruch zwischen Geist und Fleisch wurde ihnen dämmernd klar, eine Ahnung von einem höhern Frieden, als den die Welt gibt, schwebte ihnen vor. Sie tappten im Dunkel, aber ihr Wille war der rechte; und hätte das Licht des Christenthums dazumahl von Osten her, wo es der beglückten Erde aufging, seine Strahlen bis zu ihnen übers Meer verbreitet gehabt, aller Wahrscheinlichkeit nach würden sie den verwandten Geist, der in demselben weht, anerkannt, und begierig aufgefaßt haben. Werfen Sie mir nicht ein, was jene zwey angeführten Stellen auszusagen scheinen, daß der Hochmuth des Stoikers dem demüthigen Geist des

Christenthums zuwider, und ein Hinderniß für diese eitlen Menschen gewesen wäre, das Kreuz auf sich zu nehmen und ihrem Meister nachzufolgen. Der echte Stoiker, der es nicht den Worten, sondern der tiefen Ahnung vor etwas Höherm in der Natur und der Sehnsucht darnach war, würde leicht den wahren Geist erkannt, und den Weg eingeschlagen haben, der ihn viel sicherer, viel sanfter und viel troſtreicher an sein erhabenes Ziel führte. Gern würde er auch sein Nichts und die Fehlbarkeit seiner menschlichen Natur erkannt haben, sobald die Idee eines allmächtigen, allgegenwärtigen, allwissenden, und allliebenden Gottes sich seinem Geiste lebhaft dargestellt, und ihm seine Abhängigkeit, seine Unbedeutenheit, seine Werthlosigkeit, aber trotz allem diesem auch den allbarmherzigen Vater, der seine fehlenden Kinder liebt, gezeigt hätte.

Vor diesem Gotte, der unsere Herzen prüft, und jeden unserer Gedanken kennt, dem wir nicht entfliehen können, wenn wir auch in die Tiefe des Meeres, oder in die Höhe der Himmel stiegen *), der den Wassern gebothen

*) Ps. 133.

hat: Bis hierher und nicht weiter *), der die Berge anrührt und sie rauchen **), der seinen Odem wegnimmt, und die Creatur stirbt ***) — würde jeder eitle Gedanke, der auf sich selbst wurzelte und thronte, vergangen seyn, und der bekehrte Philosoph mit Freuden über diese Erkenntniß ausgerufen haben: O Herr! Du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben! Nicht mehr in mühsam gehaltener Kraft, der die rebellische Natur und die Macht der Leidenschaft sich in jedem unbewachten Augenblick zu entziehen streben; nicht in ewigen Kämpfen mit blindwaltenden Naturkräften; nicht mehr in trostloser Resignation, leiden zu müssen, weil es nach den Gesetzen der Körperwelt nicht anders möglich war; nicht mehr mit der stolzen Fassung, sich nach einem unbefriedigenden, vielleicht schmerzvollen Leben zum ewigen Schlafe niederzulegen, hinter welchem nur Wenige eine bessere Zukunft ahneten; nicht mehr auf sich und seine Kraft allein beschränkt, durfte nun der vom Christenthum erleuchtete Stoiker den Vater im Himmel, der ihn liebte, wieder lie-

*) Buch Hiob. **) Ps. 103. ***) Ebend.

ben, seine dargebothene Hand gläubig fassen, sich von ihm nach väterlicher Waltung durch's Leben führen lassen. Er durfte dem vertrauen, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, der alle unsere Tage gezählt, ehe sie da waren, und uns unser Schicksal auf gerechter Wage zugewogen hat *). Er durfte in seinen Unternehmungen wie in seinen Verirrungen kindlich zu ihm aufblicken, von ihm, der Alles vermag, Kraft und Unterstützung erflehen, und mit dem Troste, daß seiner nach den Leiden dieser Zeit eine größere Herrlichkeit, ein schöneres Daseyn im Anschaun und Erkenntniß Gottes werde, durchs Leben und aus dem Leben gehn.

Nach dieser Ansicht möchte ich sagen, daß der Stoiker zwar eine Ahnung des Wahren gehabt, aber bey dem fehlbaren Lichte der Vernunft, die sich in keinem Individuum rein und zuverlässig ausspricht, und der Bildungsstufe seiner Zeit gemäß, sich demselben auf einem entgegengesetzten holprichten, und für die Menge nie gangbaren Wege genähert habe. Eine

*) Ps. 138.

leichte Beherzigung der Forderungen, welche die Stoa an den Menschen stellt, die Erfahrung, daß sie sich nie viel aus den Hallen der Philosophen ins practische Leben verbreitet habe, und daß das einzige Mahl, wo sich in der spartanischen Gesetzgebung eine Idee von ihr verwirklichte, sie sich nur durch die strengste Isolation, und auf verhältnißmäßig kurze Zeit im Conflicte mit der übrigen Menschheit erhalten konnte, alle diese Betrachtungen werden uns lehren, daß die stoische Philosophie niemahls Weltansicht zu werden, noch den Menschen wahrhaft zu beglücken im Stande sey.

Wie schmerzlich mußte der Stoiker seinen Frieden erkämpfen! Wie düster waren seine Aussichten, wie kalt und unzulänglich sein Trost, in Vergleich mit den milden Lehren des Christenthums, das man wahrhaft eine Religion der Unglücklichen nennen kann, und von dem einer der vorzüglichsten und liebenswürdigsten Dichter sagt: **J'ai pleuré, et j'ai cru** *).

Vieles, was das Christenthum von seinen Bekennern fordert, um sie hier zufrieden, und dort der Seligkeit werth zu machen, stimmt im

*) Chateaubriand.

Ganzen mit den Vorschriften überein, welche die Stoa ihren Jüngern gab. Nur sprechen diese sich rauher, unerbittlicher aus, und wenn wir einige Worte vertauschen, oder vielmehr statt des kalten, finstern Begriffes, den der sich selbst überlassene Verstand sich von seinem Verhältniß zum Unendlichen bilden konnte, die tröstenden, liebevollen Ausdrücke setzen, in welchen unsere Religion uns lehrt, uns dem höchsten Schöpfer und Vater zu nähern, so werden wir sehen, daß der Christgewordene Stoiker nicht sehr viel an seinen sittlichen Vorschriften zu ändern haben, und in seinem Benehmen gegen sich und Andere so ziemlich derselbe wird bleiben können.

Wenn der Christ den Widerspruch des Geistes und Fleisches fühlt, wenn er dieses zu bekämpfen, sich selbst zu verläugnen, das Irdische auszuziehn, und nach dem Himmlischen zu streben sich vorsetzt, wenn er hierin seinen Beruf, seine Würde, sein Glück in dieser und jener Welt setzt: so bekämpft auch der Stoiker nicht bloß Leidenschaften und ungeordnete Lüste, er streift Alles ab, was nicht sein ist, das heißt, worüber er keine Gewalt hat, und blickt, freylich mit schwankender Zuversicht, aber doch nicht

ohne Ahnung vor einer liebevollen Waltung der Vorsicht, und den Schönheiten der künftigen Welt, furchtlos dem Tode entgegen, der — im schlimmsten Falle, wie er meint — doch wenigstens seinen Leiden ein Ende machen, vielleicht aber auch ihn in eine selige Ewigkeit führen wird. Lassen Sie mich manche Stellen, die ich mir früher angemerkt, jetzt zu diesem Behufe hierher setzen, und zum Vergleich ähnlich lautende aus unsern besten christlichen Schriftstellern beyfügen!

»Einige Dinge sind in unserer Gewalt, als: Meinung, Verlangen, Abscheu; andere nicht, als: Ehre, Gesundheit, Glücksgüter u. s. w. Jene kann uns Niemand rauben; die zweyten, wenn wir darnach verlangen, können uns genommen, und wir dadurch sehr unglücklich werden, ja selbst ihr Besitz macht uns zu Sclaven. Wenn dir ein Wunsch nach Etwas aufsteigt, so erforsche zuvor, ob es in deiner Macht steht; ist dieß nicht, so entsage ihm, denn sonst nimmt der Wunsch wie der Besitz dir deine Freyheit.«

Epictet.

»Erforsche den Grund aller Dinge, halte dir ihre Nichtigkeit und Vergänglichkeit gegenwärtig, so wird dich ihr einstiger Verlust nicht betrüben.«

Epictet.

»Nie habe ich dem Glücke getraut, selbst, wenn es Frieden mit mir zu halten schien. Alle Güter, die es mir mit verschwenderischer Hand gab, Ehre, Reichthum, Ruhm, ließ ich an einem Ort gestellt seyn, woher es dieselben wieder nehmen konnte, ohne mich zu beunruhigen. So hat es sie denn zurückgenommen, aber nicht wieder entrissen« *).

Seneca, vom Troste an Helvia.

»Alles, was der Zufall Glänzendes um uns aufgehäuft hat, ist fremder, geliehener Prunk, nichts davon unser wahrhaftes Eigenthum. Einiges nimmt er uns am ersten, Anderes am

*) La maniere de renoncer aux bonnes choses est de n'en user jamais qu'avec moderation pour la necessité. — — Cest qu'il faut sans passion faire moderement ce'quon peut pour conserver ces choses, a fin d'en faire uu usage sobre, et non pas en vouloir jouir et y mettre son coeur.

Fenelon, sentimens de piété.

zweyten Tage, und nur Weniges bleibt uns bis ans Ende.«

Seneca, vom Troste an Helvia.

»Wir sind etwas Besseres, und zu etwas Besserem geboren, als Sclaven unsers Körpers zu seyn, den wir als eine Fessel betrachten müssen, die unsrer Freyheit angelegt ist.«

Seneca, Brief 65.

»Die Verachtung unsers Körpers ist der sicherste Weg zur Freyheit.«

Ebend.

»Hältst du nicht auch, mein Lucilius, jene Überzeugung, daß es nur Ein wahres Gut, das Rechte (honestum) gebe, für den sichersten Weg zur Glückseligkeit? Wer sein Glück in die Tugend setzt, hat dasselbe in sich; wer andere Güter wünscht und sucht, ist dem Zufall verfallen, und unter fremder Bothmäßigkeit.«

Seneca, Brief 74.

»Gegen den Zufall gibt es keine unüberwindliche Schutzwehr, als die in unserer Brust. Wenn wir dort sicher sind, so können wir wohl erschüttert, aber nicht überwältiget werden. Du fragst, wie wir hierzu gelangen? Wir müs-

sen über keine Schickung murren, die uns trifft, wir müssen denken, daß das, was uns verletzt, in den Zusammenhang des Ganzen gehöre.«

Seneca, Brief 74.

Welchem von diesen Sätzen müßte der Christ entsagen? Welchen dürfte er nicht in seine innerste Überzeugung aufnehmen? Aber lassen Sie uns weiter gehn, der Spur folgen, welche die letzten Worte des letzten Satzes enthalten, und die Begriffe prüfen, welche sich der Stoiker von der Vorsicht, von unserm Verhältnisse zur Gottheit, von dem Gebethe, dem Tode, der Unsterblichkeit macht!

»Das ists, was uns täuscht, was uns entmannt, wenn ein Unglück über uns kömmt, daß wir es nicht für möglich halten.«

Seneca, vom Troste an Marcia.

»Was Einem geschehen ist, kann Allen geschehen.«

Ebend.

»Die Klippen sind nicht ins Meer gestellt, damit die Schiffe daran scheitern; so ist auch

das Übel nicht um des Übels willen in der Welt.«

Epictet.

»Das erste Geboth der Frömmigkeit ist, die Götter erkennen, wissen, daß sie Alles gut und gerecht verwalten, und ihnen in Allem gehorchen.«

Ebend.

»Zwischen den guten Menschen und Gott ist durch das Band der Tugend, Freundschaft — ja, was sage ich, Freundschaft? Es ist eine Art von Verwandtschaft und Ähnlichkeit zwischen ihnen. Der gute Mensch ist nur durch die Zeitlichkeit von Gott geschieden; er wird von ihm belehrt, er strebt ihm nach, und ist sein wahres Kind, das der unendliche, herrliche Schöpfer, der scharf auf Tugend dringt, wie ein ernster Vater, streng erzieht.« *)

Seneca, von der Vorsicht.

---

*) Nous ne sommes sur la terre que pour souffrir, malheur a ceux, qui ont leur consolations dans ce monde.

Fenelon, sentimens de piété.

Seyd vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist. Gott züchtigt, weil er liebt.

»An unsern Söhnen erfreut uns die Sittsamkeit, den Kindern der Sclaven erlauben wir Muthwillen. So handelt Gott mit uns; den guten Menschen hält er nicht weich, er versucht ihn, er härtet ihn ab, er bereitet ihn für sich.« *)

Seneca, von der Vorsicht.

»Der Tugendhafte ist über äußeres Unglück erhaben. Ich sage nicht, daß er es nicht fühlt, aber er überwindet es, und sieht es als eine Prüfung an.«

Ebend.

»Ich werde zu nichts gezwungen, ich leide nichts wider Willen, ich unterwerfe mich Gott nicht, sondern ich stimme ihm bey, um so mehr, als ich weiß, daß Alles nach ewigen Gesetzen fortschreitet. Das Schicksal führet uns, und was uns bevorsteht, war in der Stunde unserer Geburt bestimmt.« **)

Ebend.

---

*) Dieu eprouve par les maladies, et par les sujetions de dehors. Il faut mettre tout a profit.

**) La croix aimé n'est qu'une demi croix, parceque l'amour adoucit tout.

Fenelon, sent. de pieté.

Noch ungestaltet sahn mich deine Augen, da stan=

»Warum aber duldet Gott, daß dem Tugendhaften so viel Übel geschehe? Er duldet es nicht. Was wirklich Übel ist, Laster, Verbrechen, unreine Gedanken und lüsterne Anschläge hält er von ihm fern.«

Seneca, von der Vorsicht.

»Noch würdiger ist Jener, der nicht aufhört, die Götter zu ehren, auch wenn sie ihm zürnen.«

»Daran kannst du erkennen, daß du von allen (unrechten) Begierden frey bist, wenn du es dahin gebracht hast, Gott um nichts bitten zu wollen, als was du öffentlich von ihm begehren darfst. Lebe mit den Menschen, als ob Gott dich sähe, bethe zu Gott, als ob die Menschen dich hörten!« *)

Seneca, Brief 10.

»Wir sollen uns einen edlen Mann erwählen, und stets vor Augen haben, in dessen Ge-

---

den schon in deinem Buch die mir bestimmten Tage, als Keiner noch derselben war. Ps. 138.

*) Unser schönstes Gebeth, das Vater unser, enthält Alles, was wir mit Recht von Gott erbitten können, und kann und pflegt laut gebethet zu werden.

genwart gleichsam wir wandeln. Selig derjenige, welcher nicht allein sein Äußeres, sondern auch seine Gedanken reiniget! Selig, wer irgend einen Menschen so verehrt, daß dessen Andenken ihm zur Richtschnur und zum Vorbild diene! Wer fähig ist, einen Andern so zu verehren, wird bald selbst verehrungswürdig seyn.«

Seneca, Brief 11.

»Ich habe gelebt und den Lauf vollendet, den die Natur mir vorschrieb. Will Gott mir den morgigen Tag zulegen, so werde ich ihn dankbar annehmen. Der ist am glücklichsten und am sichersten, der dem kommenden Tage ohne alle Sorge entgegen sieht.«

Ebend. 12. Brief.

»Wirf Alles von dir, wenn du weise seyn willst, ja, damit du weise werdest! Du fürchtest den Druck der Armuth erleiden zu müssen? Du solltest sie vielmehr wünschen. Der Reichthum hat Viele an der Weisheit gehindert, die Armuth ist sicher und schnell befriedigt.« *)

Ebend. 17. Brief.

---

*) Es ist leichter, daß ein Kamehl durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher ins Himmelreich.

»Gleichwie die Strahlen der Sonne die Erde wohl berühren, aber dort sind, von wannen sie ausströmen, so wandelt ein edler Geist, der darum herabgesendet ist, damit wir das Göttliche näher kennen lernen, zwar unter uns, aber er hängt mit seinem Ursprung zusammen.«

Seneca, 31. Brief.

»Er hatte ein erhabenes und zu jener Vollkommenheit ausgebildetes Gemüth, welches sich schon dem göttlichen Geiste nähert, von dem sich ein Theil auch in diese sterbliche Brust gesenkt hatte. Nie aber ist dieser seines göttlichen Ursprungs mehr eingedenk, als wenn er seine Sterblichkeit beherzigt, und denkt, daß der Körper nicht seine Wohnung, nur seine Herberge sey.«

Ebend. 120. Brief.

»Ich sage dirs, mein Lucilius, es ist ein großer Beweis für den hohen Ursprung unserer Seele, wenn ihr das, womit sie umgehn muß, enge und gering erscheint, und wenn sie nicht fürchtet, diese Erde zu verlassen; denn wenn sie bedenkt, woher sie kam, so weiß sie auch, wohin sie kommen wird.«

Ebend.

»Wenn einst jener Tag erscheint, der diese Mischung von Göttlichem und Menschlichem scheidet dann werde ich diesen Körper lassen, wo ich ihn gefunden habe; ich werde zu den Göttern zurückkehren. Doch auch jetzt bin ich nicht ganz ohne sie, nur daß das schwere Irdische mich noch hält. Die Zeit unsers Erdenlebens ist gleichsam das Vorspiel zu einem bessern und längern. So wie uns der mütterliche Schooß durch neun Monathe einschloß, und nicht für sich, sondern für jenen Aufenthalt bereitete, den wir, wenn wir zu athmen und die freye Luft auszuhalten fähig sind, betreten; so reifen wir in dem Zeitraum, der von der Kindheit bis zum Alter währt, einer zweyten Geburt entgegen. Dann erwartet uns ein anderer Anfang, eine andere Gestalt der Dinge. Jetzt können wir den Himmel nur von ferne betrachten; darum blicke unerschrocken auf die Stunde der Entscheidung hin! Sie ist nur für den Körper, nicht für den Geist die letzte. Was dich hier umgibt, betrachte als die Unbequemlichkeiten eines Ortes, wo du zu Gaste bist; es geht vorüber. Die Natur entkleidet den Eintretenden wie den Austretenden von allem Fremden. Du wirst nicht mehr aus dem Leben

mitnehmen, als du in dasselbe brachtest; ja selbst von dem, was du mitgebracht, mußt du einen großen Theil zurücklassen. Diese Haut, welche dich als letztes Kleid umgibt, wird dir genommen werden, es wird dir das Fleisch und das Blut, welches durch den ganzen Körper läuft, genommen werden; es werden dir die Knochen und Nerven, diese Stützen des Flüssigen und Festen, genommen werden. Dieser Tag, welchen du als den letzten fürchtest, ist der Geburtstag der Ewigkeit. Lege die Hülle ab! Was zögerst du? Hast du nicht auch einst den Körper, in welchem du verborgen lagest, verlassen müssen? Du sträubst dich? Auch damahls gebahr dich deine Mutter mit Anstrengung. Du seufzest? du weinst? O selbst diese Thränen sind die Zeichen eines neugebornen Kindes! Damahls aber war es dir zu verzeihen. Unerfahren und unwissend in Allem kamst du auf die Welt, eine freyere Luft blies dich, kaum dem Schooße der Mutter Entschlüpften, rauh an; dann verletzte dich die harte Berührung der Hände, und Alles, was dich umgab, staunteſt du als neu und ungewohnt an. Nun aber ist es dir nichts Neues mehr, dich von dem zu trennen, was einst ein Theil deiner selbst war. Ver-

laß also mit Gleichmuth diese überflüssige Hülle, und lege den lang bewohnten Körper ab! Er wird begraben, zerstört werden. Traure nicht! Es ist der gewöhnliche Lauf der Dinge. Immer gehn die Hüllen des Neugebornen zu Grunde. Es kommt der Tag, der auch dich entkleiden, und aus der trüben, niedrigen Wohnung des Leibes befreyen wird. Entschwinge dich ihm also schon jetzt, so viel du kannst, entferne dich, so viel wie möglich, von den nothwendigen Dingen, mit welchen du verbunden bist, und beschäftige dich mit großen und erhabenen Gegenständen! Einst werden dir die Geheimnisse der Natur enthüllt, die Finsternisse vertrieben werden, und das helle Licht wird dich von allen Seiten umstrahlen. Stelle dir vor, wie groß jener Glanz seyn werde, wo so viele Sterne ihr Licht vermengen! Jene Helle trübt kein Schatten mehr, jede Seite des Himmels glänzt in vollem Schimmer; denn Tag und Nacht sind nur Abwechslungen der unteren Luft. Dann wirst du glauben, bisher in Finsterniß gelebt zu haben, wenn du ganz dieß ganze Licht schaust, das jetzt nur durch den engen Weg der Augen in dich drang, und

das du auch aus dieser Entfernung bewunderteſt *).

Seneca, 102. Brief.

Sie sehen, welche Ahnungen, welche Anschauungen möchte ich sagen, dem weisen Heiden dämmerten; wie selbst die erhabene Idee des ewigen Lichtes, das den Thron Gottes umgibt, das Schauen jenseits nach dem Glauben diesseits, die Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden, sich in seinem Geiste mehr oder minder deutlich entwickelt hatte. Wie weit hätte denn dieser christliche Heide noch gehabt, um wirklich ein Christ zu werden? Gewiß nicht so weit, als manche unserer heidnischen Christen, die trotz der Wohl-

---

*) Die Stadt bedarf keiner Sonne, noch des Mondes, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, da wird keine Nacht seyn. Apocal. 21. Cap.

O du seligste Wohnstätte in der heiligen Stadt, die da droben ist! O du lichtheller Tag der Ewigkeit, den keine Nacht verdunkelt! Die höchste Wahrheit selbst ist deine Sonne, ihr Licht deine unvergängliche Heiterkeit! Du Tag der Sicherheit, du Tag der Freude, du kennest keinen Wechsel, bist ewig Ein und derselbe Tag.

Thomas a. Kempis, 3. Buch. 48. Cap.

that Gottes, welche sie durch Geburt und Umstände zur Religion seines Sohnes berief, sich Grundsätze und einen Lebenswandel erlauben, wodurch sie sich von dem Wesen des Christenthums weit mehr entfernen, als jene Stoiker, die bey dem schwachen Lichte der sich selbst überlassenen Vernunft mit strengerer Redlichkeit ihren Pflichten nachgefolgt, und sich ihrer Bestimmung gemäß betragen haben.

Doch lassen Sie uns unsere Weltweisen nicht bloß in den Beziehungen auf ihre Seelenruhe, ihre Unsterblichkeit und ihren Schöpfer betrachten! Auch für den Umgang mit Andern, auch für das Benehmen mit der Welt, finden wir liebenswürdige, und den Lehren unserer Religion nicht unähnliche Vorschriften.

»Ich bin nicht weise, ich werde es auch nicht werden, ich verlange nicht den Besten gleich, nur besser als die Schlimmen zu seyn, und ich will mich begnügen, wenn ich jeden Tag nur Etwas von meinen Fehlern und Irrthümern ablegen kann.«

Seneca, vom glücklichen Leben.

»Meinen Freunden will ich angenehm, meinen Feinden mild seyn, ich will mich geneigt

finden lassen, ehe ich gebethen werde, und billigen Wünschen zuvorkommen. Ich will die Welt als mein Vaterland ansehen, und die Götter als Herrscher derselben, die über und neben mir als Aufseher meiner Handlungen wohnen.«

Seneca, vom glücklichen Leben.

»Wenn aber die Natur meinen Geist zurückfordert, oder meine Vernunft ihn selbst entläßt, so werde ich mit dem Bewußtseyn aus der Welt gehen, das gute Gewissen, so wie die Wissenschaft geliebt, und keines Menschen Freyheit, am wenigsten meine eigene, verkümmert zu haben.«

Ebend.

»Es liegt viel mehr daran, was wir uns selbst, als was wir Andern scheinen. Die Gunst nichtswürdiger Menschen läßt sich nur durch nichtswürdige Mittel erkaufen.«

Seneca. 29. Brief.

»Das ist mein Streben, mein steter Gedanke, den alten Fehlern ein Ziel zu setzen, und mich zu bemühen, daß ein Tag mir statt eines ganzen Lebens gelte.«

Ebend. 61. Brief.

»Das Rechte (**honestum**) ist das vollkommene Gut, wodurch wir glücklich werden, durch dessen Berührung auch andere Dinge ihre Würde erhalten. Es gibt nähmlich einige Sachen, die an sich weder gut noch böse sind, als der Kriegsdienst, eine Gesandtschaft, die Gerichtspflege u. s. w. Wenn diese dem Rechten gemäß (**honeste**) geübt werden, so werden sie etwas Gutes, und gehen aus der Classe der gleichgültigen in die der guten über. Durch die Verbindung mit dem Rechten werden jene gut; das Rechte ist gut für sich allein« *).

Seneca, 8. Brief.

»Dann magst du dich für glücklich halten, wenn alle deine Freuden aus dir selbst ent-

---

*) C'est a nous d'avoir toujours devant nous l'alignement de la Charité, faisant tout pour Dieu suivant cette parole de l'Apotre : Soit que vous buviez, soit que vous mangiez, ou quelqu'autre chose que vous fassiez, faites tout au nom de notre Seigneur Jesus Christ.

Esprit de St. Fr. d. Sales.

Was aus Liebe geschieht, das ist groß, das bringt große Frucht, so gering und ungeachtet es im Auge der Menschen immer seyn mag.

Th. a. Kempis, v. d. Nachfolge Christi 1. B. 15. H.

springen, wenn du unter den Dingen, welche die Menschen suchen, bewahren, sich einander entreißen, nichts findest, was du — ich will nicht sagen — wünschest, sondern auch nur haben möchtest. Dann hast du das Beste erreicht, wenn du einsiehst, daß die sogenannten Glücklichen meist die Unglücklichsten sind« *).

Seneca, 124. Brief.

»Wenn du in dem Guten weiter kommen willst, so dulde es, daß man dich in den Äußerlichkeiten des Lebens für blöde, ja, für thöricht halte! Maße dir nie den Schein an, als wüßtest du Etwas; wenn Andere viel auf dich halten, mißtraue dir selbst! Es ist schwer, seinen Willen

*) Il y a des desirs terrestres, et des desirs celec-tes. De ces derniers on n'en scauroit trop avoir, pour les autres qui regardent les biens passegers et caduques, on ne s'auroit en avoir trop peu. C'est de cette espece de desirs que notre Bienheureux etoit fort vuide. Voici comme il en parloit. Je veux fort peu de choses, ét ce que je veux je le veux fort peu. Je nai presque point de desirs. et si j'etois a renaitre, je ne voudrais point en avoir du tont.

Esprit de St. Fr. de Sales.

und die äußeren Umstände der Natur gemäß zu erhalten« *).

Epictet.

»Beklage dich nicht, daß das, was geschieht, nicht nach deinem Willen geht, sondern bemühe dich, mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zufrieden zu seyn, und du wirst ruhig leben.«

Ebend.

»Ist dir jemand bey einem Gastgeboth oder bey anderer Gelegenheit vorgezogen worden? Betrübe dich deßhalb nicht! Du hast dich nicht um diese Ehre bemüht, hast Keinem den Hof gemacht, Keinem geschmeichelt oder den Preis gegeben, um welchen er seine Gunst verkauft.«

Ebend.

»Dein Vater schlägt dich? Er schmäht dich? Dulde es! Die Natur hat dich mit einem Vater, nicht aber mit einem guten Vater verbunden. Dein Bruder zankt mit dir? Sieh nicht darauf, was Er thut, sondern was die Natur dir zu leisten auferlegt hat!«

Ebend.

---

*) Lege kein großes Gewicht darauf, ob dieser Mensch für dich, oder jener wider dich sey, sondern dieß

»Schweige gern und oft, sage das Nothwendige mit kurzen Worten! Wenn du unter Fremden bist, so schweig, damit du nicht etwa die Weichlinge und Schwelger tadeln, oder sagen müßest, daß du alle die gerühmten Dinge nicht brauchest.« *)

Epictet.

»Wenn du einen Sieg erhalten hast, freue dich dessen bey dir, und schweige. Wenn du Wasser trinkest, sage nicht bey jeder Gelegenheit: ich trinke nur Wasser« **).

Ebend.

»Wenn man dir erzählt, der oder jener hat Übles von dir gesprochen, so widerlege das Ge-

---

allein laß deine Sorge seyn und dein Thun, daß es Gott in Allem mit dir halte.

Th. a. Kempis, 2. B. 2. Hptst.

*) Vous devez maintenant travailler a vous taire autant que la Bienseance du commerce vous le permettra. Le silence epargne beaucoup de paroles rudes et hautaines.

Fenelon, Sent. d. piété.

**) Ce n'est pas une moindre vertu de cacher ses vertus que ces vertus là mêmes, que l'on cache. Dieu est un Dieu caché, qui aime a etre servi, prié et adoré en secret.

Esprit de Fr. d. Sales.

sagte; nicht, sondern antworte: Er wird die übrigen Fehler, die ich an mir habe, nicht wissen. *).

Epictet.

Sie sehen aus den angeführten Stellen, lieber Freund, wie sehr, wie in dem innersten Marke ihrer Grundsätze so zu sagen, die stoischen Philosophen mit unsern besten und verehrungswürdigsten christlichen Lehrern übereinstimmen, wie ihr Weg zu demselben Ziele führte, wie sehr sie das Gleiche beabsichtigten, und ich glaube, Sie können sich nun beruhigen. Behalten Sie den Geist Ihrer stoischen Lehre bey, streifen Sie aber ab, was aus Mangel besserer Erkenntniß von zu vieler Zuversicht auf eigne Kraft und Selbstrechtfertigung zeugt; suchen Sie das mit Liebe auf, worin diese Vorschriften mit denen unsers heiligen Glaubens

---

*) On venoit quelques fois dire a notre bienheureux que quelques uns medisoient de lui — — au lieu de s'excuser et de se defendre il disoit avec douceur: Ne dissent ils que cela? Ho! vraiement ils ne scavent pas tout; ils me flattent, ils m'epargnent Dieu soit loué, il faut se corriger.

Esprit de Fr. d. Sales.

zusammenstimmen, und Sie werden nach und nach die trüben Nebel schwinden, die unruhigen Zweifel sich legen sehen. Ein milder Tag wird sich vor Ihnen verbreiten, das hohe Ziel menschlicher Vervollkommnung wird Ihnen in seinem Glanze erscheinen, und die Menschen aller Zeiten, aller Religionen und Secten, auf weitern und nähern, dunklern oder hellern, rauhern oder mildern Pfaden zu demselben wallend, ohne es auf Erden zu erreichen. Jene im heitern Lichte geoffenbarter Religion, diese, umstrickt von Wahnbegriffen, Selbstpeinigungen, niedrigem Überglauben, andere, kämpfend mit den Leidenschaften der eignen Brust, sich selbst allein und ihrer Kraft vertrauend, oft wankend, oft den felsigen Pfad mit ihrem Blute netzend, alle wollen und wollten etwas Ähnliches, allen strahlte trüber oder heller ein Strahl des Lichts, das einst, im heiligen Anfang unserer Welt vom Throne Gottes herabströmend, unser beginnendes Geschlecht erleuchtete, damahls, als Gott noch sichtbar unter ihnen wandelte, und sie unter Edens Bäumen seine Stimme vernahmen. Dann änderte der Sündenfall Alles; Nebel und Finsterniß legten sich um uns, und durch diese hin suchte die Menschheit mühsam

den verschiedenen Weg, bis die Zeit der Erfüllung kam, und Jener auf Erden erschien, der uns den Vater im Geist und in der Wahrheit anbethen lehrte.

Nehmen Sie zum Schluß noch eine Stelle aus einem der mildesten christlichen Weisen, aus den Schriften des verehrungswürdigen Bischofs Fenelon, von mir an! Sie ist aus seinen **Sentiments de piété**, woraus ich Ihnen schon mehrere Sprüche angeführt, und nahmentlich aus dem kleinen Aufsatze: **Sur le bon usage des croix** genommen. Auch hier ließe sich fast Stelle für Stelle mit ähnlichen aus den Stoikern vergleichen.

»So lange wir nicht aus uns selbst herausgehen, sind wir dem Widerspruche, der Bosheit und Ungerechtigkeit der Menschen ausgesetzt; unsere Launen kommen mit den ihrigen, unsere Leidenschaften mit denen unserer Nachbarn in Streit, unsere Wünsche sind eben so viele verletzbare Stellen, wo wir den rauhen Angriffen unserer Nebenmenschen bloß stehen; unser Hochmuth, der sich mit dem der Andern nicht verträgt, erhebt sich, wie die Wellen eines ungestümen Meeres; Alles kämpft mit uns, stößt

uns zurück, greift uns an, wir sind durch die Reizbarkeit unsers Gefühls, und die Eifersucht unsers Stolzes allen Angriffen offen. In uns selbst ist kein Frieden zu hoffen, wo tausend unersättliche Begierden ihr Spiel treiben, und das Ich nie befriedigt werden kann, das so eifersüchtig, so verletzbar und so mißtrauisch gegen Alles ist, was dasselbe berührt.«

»Daher kommt es, daß wir im Umgange mit Andern wie Kranke zu betrachten sind, die an langwierigen Übeln darnieder gelegen. Ihr Körper hat kein Fleckchen mehr, das man berühren könnte, ohne ihm weh zu thun; die kranke Eigenliebe hat immer Mitleid mit sich selbst, schreyt bey jedem leisen Angriff laut auf, und glaubt sich verwundet, wenn man sich ihr nur mit der Fingerspitze nähert. Stelle nun mit dieser Zartfühligkeit die Rohheit des Nächsten, der voll Unvollkommenheiten ist, und sie selbst nicht kennt, zusammen, stelle mit ihr zusammen dessen Ungeduld gegen unsre Schwächen, die nicht kleiner ist, als die unsrige gegen die seinigen, und du siehst die Kinder Adams Eins dem Andern zur Qual leben, du siehst die Eine Hälfte des Menschengeschlechts unglücklich durch die andere, und bereit, dieser das Un=

recht, welches sie von ihr empfing, treulich zu vergelten; du siehst endlich in allen Nationen, in allen Städten, in allen Gemeinden, in allen Familien, ja sogar unter zwey Freunden, die Eigenliebe auf der Folter.«

»Der einzige Weg zum Frieden ist das Heraustreten aus sich selbst, man muß auf sich selbst verzichten, und alle sündliche Anhänglichkeit aufgeben, damit man nichts Verderbliches mehr zu verlieren, zu fürchten, zu schonen habe. Dann schmeckt man den wahren Frieden, der jenen Menschen bewahrt ist, die eines guten Willens sind, das heißt, Jenen, die keinen andern Willen haben, als den Willen Gottes, den sie zu dem ihrigen gemacht haben. Dann vermögen auch die Menschen nichts mehr über uns, denn sie können uns weder bey unsern Wünschen, noch bey unsern Sorgen fassen; dann wollen wir Alles und Nichts, wir sind dem Feinde unzugänglich, wir sind unverwundbar. Die Welt vermag nichts gegen uns, als wozu ihr Gott den Willen und die Macht gibt, und weil das, was sie besitzt an Macht und Willen, ihr durch Gottes Willen gegeben worden, so ist es auch der unsrige. In dieser Stimmung der Seele ist unser Schatz so hoch gestellt, daß kei-

ne Hand daran reichen kann, um ihn uns zu rauben. Man wird unsern guten Nahmen zerreißen, wir haben nichts dagegen; denn wir wissen, wie heilsam Demüthigungen sind, die Gott uns sendet. Wir finden uns in der Freundschaft getäuscht; desto besser, unser einziger wahrer Freund ist eifersüchtig auf die andern, er löset unser Herz von ihnen ab, um unsere Neigungen von Allem, was sie beflecken könnte, zu reinigen. Wir sind belästiget, überlaufen, eingeengt; Gott will es so, das muß uns genügen, wir lieben die Hand, die uns schlägt, und finden Frieden mitten im Schmerz. Seliger Friede, der uns bis zum Kreuze folgt! Man will nur das, was man hat, und nichts von Allem, was uns versagt ist. Je vollkommner unsre Ergebung an Gott, je tiefer unser Friede. So lange uns noch Wünsche und Bande an die Welt knüpfen, ist dieser Friede nur halb; wenn alle Fesseln gelöset wären, würde die Freyheit vollkommen seyn. Mögen Schmach, Schmerz und Tod sich gegen mich erheben: ich höre Christi Stimme, die sagt: Fürchtet die nicht, die nur den Leib tödten können, und sonst nichts über euch vermögen. O wie schwach sind sie, selbst

dann, wenn sie uns das Leben nehmen! Wie kurz dauert ihre Macht! Was können sie denn thun, als ein Gefäß von Erde zerbrechen, als das tödten, was täglich von selbst stirbt, und den Tod, der wahre Freyheit gibt, um Etwas beschleunigen. Dann entschlüpfen wir ihren Händen, und retten uns zu Gott hin, wo uns ewige, unzerstörbare Ruhe empfängt!»

Inhalt.

Seite

Gleichnisse

I. Die Blüthen im Frühlinge . . . 11
II. Der Sturmwind 15
III. Der Garten in der Stadt . . . 17
IV. Der Pappelbaum 20
V. Das Vergißmeinnicht 33
VI. Die Bohnen 25
VII. Das Thal 28
VIII. Das Hänflingsnest 31
IX. Der Regenbogen 36
X. Der Gemüsegarten 39
XI. Das Geranium triste 42
XII. Die Allee 46
XIII. Die Salbey 49
XIV. Die ausländischen Gewächse . . . 52
XV. Der sterbende Schmetterling . . . 56
XVI. Die Johannis = Käfer 59
XVII. Die Obstkerne 63
XVIII. Die Tannen 66
XIX. Der Laubengang 69
XX. Die Weidenbäume 72
XVI. Die eingeimpften Bäume . . . 75

Seite
XXII. Die Morgennebel 78
XXIII. Die Pflanzen im Schatten . . . 80
XXIV. Die Astern 84
XXV. Die Herbstgegend 87
XXVI. Der Berggipfel 91
XXVII. Der Garten im September . . . 94
XXVIII. Die Blüthen im Herbste . . . 98
XXIX. Die Knospen im Herbste . . . 101
XXX. Das Gartenbeet 104
XXXI. Der Herbstwind 107
XXXII. Der bewachsene Stein 110
XXXIII. Das Wäldchen 114
XXXIV. Der Garten im November . . . 116
XXXV. Der entblätterte Baum. . . . 119
XXXVI. Das Treibhaus 123
XXXVII. Der Winterabend 129
XXXVIII. Die Morgenstunde 133
Über Mode und Koketterie in der dramatischen Dichtkunst. 1817 137
Über eine Nationalkleidung für Deutsche Frauen, 1815 159
Überblick meines Lebens 185
Zwey Briefe über die Stoa und das Christenthum.
I. Lucidor an Adrast 213
II. Adrast an Lucidor 226



